ZUR GESCHICHTE

DER ALTFRANZŒSISCHEN

CONSONANTENVERBINDUNCEN.

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR ERLANGUNG DER

PHILOSOPHISCHEN DOCTORWÜRDE

VORGELEGT DER

HOHEN PHILOSOPHISCHEN FACULTÄT

DER

UNIVERSITÄT FREIBURG I. B.

VON

GUSTAV KARSTEN.

FREIBURG i. B.
UNIVERSITÄTS-BUCHDRUCKEREI VON CHR. LEHMANN.
1884.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41550801_0067

Vorwort.

Die vorliegende kleine Arbeit soll, wie Titel und Character andeuten, keine vollständige Geschichte des französischen Consonantismus sein, sondern nur ein kleiner Beitrag und eventuell eine Vorarbeit zu einer solchen. In der letzteren wird dann das gesammte Material möglichst vollständig mitgetheilt werden. Hier handelte es sich mir nur darum, an einigen interessanten Fällen (hauptsächlich Doppelconsonanzen) die Richtung, in der ich gearbeitet habe, anzugeben und meine Grundanschauungen zur Prüfung vorzulegen. Bei der hier leider noch herrschenden Meinungsdifferenz ist es Pflicht eines jeden Philologen, diesem wichtigen Gebiete seine volle Aufmerksamkeit zu widmen um das Wahre finden zu helfen. Mit passivem Widerstande ist der Wissenschaft so wenig geholfen, wie mit passiver Nachfolge, die ohne die Basis eigener Reflexion und Ueberzeugung mit erlernten Motiven mechanisch operirt. Gerade auf die Erklärungen und principiellen Bemerkungen ist daher hier das Hauptgewicht gelegt. Dabei habe ich mich stets bemüht, Schuchardt's schöner Warnung (im Vocalismus des Vulgärlatein) zu folgen, dass nicht in die fertige Theorie die Thatsachen hineingezwängt werden dürfen, sondern dass man von den Thatsachen ausgehen und aus ihnen die Theorie ableiten müsse.

Principielle Vorbemerkungen.

Da nur der ganze Satz in der Sprache etwas phonetisch Selbständiges und Ganzes ist, die Einzellaute dagegen sich nicht für sich allein, sondern stets im Zusammenhange mit ihrer Umgebung und unter dem Einflusse derselben entwickeln, so giebt es keinen wirklich spontanen Lautwandel. — Was man gewöhnlich spontanen Lautwandel nennt, ist eben nur ein solcher, dessen ursprüngliche Bedingungen man nicht angeben kann; der entweder von vorne herein unter mehrfachen Bedingungen zugleich entstanden ist, oder sich von einem vielleicht zahlreicher vertretenen Falle durch Analogie auf ähnliche Fälle weiter ausgedehnt hat, so dass sein ursprüngliche Heerd sich nicht mehr bestimmen und umgrenzen läss — In Wirklichkeit also ist aller Lautwandel beding., combinatorisch.

Ueber Möglichkeit, Nothwendigkeit und Wesen des Lautwandels vergleiche Paul, „Principien der Sprachgeschichte“. Doch muss ich hier noch Folgendes betonen:

Es ist allerdings ganz falsch, allen Lautwandel einfach aus, wohl gar beabsichtigter, Bequemlichkeit des Sprechenden herleiten zu wollen. Dem widerspricht das Wesen der Sprache und auch die historisch vorliegenden Thatsachen. Vergl. Sievers, „Grundzüge der Phonetik“ Seite 196 ff. Indessen muss man doch zugeben: Je mehr verschiedene Laute durch den Wort- oder Satzaccent auf einen kurzen Zeitraum zusammengedrängt werden,

um so schneller werden die Bewegungen der Sprechorgane sein müssen, um so kürzere Zeit werden die letzteren in der jeden Laut characterisirenden Stellung verbleiben und um so unvollkommener werden überhaupt die einzelnen Bewegungen ausgeführt werden können.

Es werden daher häufig die Sprechwerkzeuge verschiedene Articulationen vernachlässigen und mit einander verschleifen unter dem Einflusse einer natürlich unbewussten, aber gerade deshalb consequent wirkenden Bequemlichkeit, oder besser Trägheit; wenn nämlich die exacte Ausführung aller einzelnen Articulationen zu schnelle Bewegungen erfordern würde.

Das muss man zugeben, ohne deshalb diesem Motiv zu grosse Bedeutung einzuräumen; denn dasselbe wird stets in Schranken gehalten durch den Zwang der Verkehrsgemeinschaft und die Function des zweiten für die Sprachentwicklung wichtigen Organismus, nämlich der Gehörwerkzeuge. Ueber die stete Wechselwirkung von Lautbild, Erinnerungsbild und Bewegungsgefühl vergl. Paul a. a. O.

Wie die Sprechwerkzeuge auch bei eingeübtestem Bewegungsgefühle das Erinnerungsbild doch nur annähernd genau reproduciren, so fassen auch die Gehörwerkzeuge das Lautbild nur unvollkommen auf.

Dabei werden natürlich die schärfsten, energischsten Laute dem Ohre sich am genauesten einprägen, während ihm die leiseren, kürzer und unvollkommener articulirten völlig entgehen. In Wirklichkeit nun sprechen wir ja weit mehr Laute, als wir hören und in Folge dessen schreiben. (Ein ganz eclatanter Beweis dafür, dass das Sprechen völlig unbewusst vor sich geht.) Auch das phonetisch wenig geübte Ohr hört z. B. in unserem Worte „Axt“ bei langsamer Articulation leicht, dass in dem x nicht nur zwei, sondern eine Reihe von Lauten liegen. Unmittelbar auf das velare Explosivgeräusch folgt

ein velarer Reibelaut, der continuirlich palataler und dentaler wird, bis die Sprechwerkzeuge in die S-Stellung kommen und die reine Spirans S ertönt. Diese Uebergangslaute zwischen den deutlichsten und daher in der Schrift bezeichneten Lauten hört man zwar nur bei langsamer Articulation, man producirt sie aber unvermeidlich auch beim schnellsten Sprechen, und sie spielen eine ganz hervorragende Rolle bei allem Lautwandel.

Nämlich, es kann aus zufälligen, d. h. von uns nicht mehr zu erkennenden, oder doch nicht mehr abzuwägenden Ursachen einer dieser Uebergangslaute von den Sprechwerkzeugen energischer articulirt werden, sofort wird er dann auch dem Ohre vernehmbar werden; oder es kann die Anregung von dem Gehöre ausgehen und von da aus das Erinnerungsbild beeinflusst werden. In beiden Fällen, sei es durch die Functionen der Sprech- oder der Gehörwerkzeuge begünstigt, kann ein solcher Uebergangslaut sich verstärken und feste Gestalt annehmen, so dass er nunmehr auch in der Schrift bezeichnet wird und so scheinbar ein ganz neuer Laut auftaucht.

Umgekehrt kann ein Laut seinem Nachbarlaute gegenüber an Energie und Intensität verlieren und auf die Stufe eines Uebergangslautes herabsinken, dessen weiteres Schicksal dann sehr unsicher, weil ganz und gar von den umgebenden Lauten abhängig ist. Das Resultat dieser Einflüsse auf den Consonantismus kann nun verschiedenartig sein, nämlich:

I. Aus einer mehrgipfligen Consonanz wird eine wenigergipflige, indem
   a) entweder der eine Component in seiner Qualität relativ intact bleibt, der andere schwindet, a*p*tum — a*t*o,
   b) oder beide Componenten schwinden gegenüber einem bisherigen Uebergangslaute; la*x*um — la*s̈*o.

II. oder aus einer ein- oder zweigipfligen Consonanz wird eine zwei- oder mehrgipflige, indem neben den bisher höchst-betonten Componenten ein Uebergangslaut sich verstärkt. ca*m*re — ca*mb*re.

In allen diesen Fällen liegt im Grunde auch Assimilation vor; denn die übrigbleibenden, sowie die scheinbar neu entstandenen Laute haben sich nur auf Kosten der geschwundenen verstärkt, indem die sich zunächst anschliessenden Theile der Nachbarlaute sich den übrig bleibenden immer wieder assimilirten und in ihnen aufgingen.

Anmerkung. Sievers (Phonetik § 43[2]) nennt allerdings die unter Nro. II erwähnten Vorgänge „nicht assimilatorische Veränderungen durch zeitliche Verschiebung", aber, wie ich glaube, mit Unrecht. Man kann nicht sagen, dass bei der Veränderung von mr zu mbr sich ein Explosivlaut „eingeschoben" habe. In der Gruppe mr ist ein b von vorne herein enthalten; denn bei ununterbrochener Exspiration muss nothwendig bei der Lippenöffnung nach m ein, wenn auch noch so leises labiales Explosivgeräusch erfolgen. Demselben können die zunächst liegenden Theile von m assimilirt werden, indem der Nasalverschluss allmählich früher eintritt; das ist dann allerdings eine zeitliche Verschiebung, aber sie ist zugleich assimilatorisch: an das schon vorhandene b hat sich der letzte Theil des m assimilirt.

Auch die Palatalisirung und Labialisirung erklärt sich so als totale reciproke Assimilation, und man braucht nicht anzunehmen, dass der Indogermane sich während der Articulation des einen Lautes schon auf den nächsten vorbereitet, weil ihm der ganze Lautcomplex schon in der Seele vorschwebt; eben so wenig, wie die progressive Assimilation in anderen Sprachen aus dem fatalistischen Character jener Völkergruppen zu erklären sein wird. (Vergl. Sievers, Phonetik § 40 Anm.)

So sicher nun aber auch aller Lautwandel aus den oben besprochenen Motiven herzuleiten ist, so vielfach sind doch diese Motive selbst variirbar.

Ueber Leichtigkeit und Schwierigkeit einer

Articulation lässt sich a priori durchaus nichts allgemein Giltiges behaupten. Dieselbe hängt von sehr verschiedenen Gründen ab, deren Mitwirkungsverhältniss für jeden Einzelfall wieder sehr verschieden sein kann. So sind z. B. von Einfluss die Indifferenzlage der Sprechorgane, also auch die Gestalt derselben, also auch die Körperbeschaffenheit überhaupt, also auch die Lebensweise, Bodenbeschaffenheit und klimatische Verhältnisse; ferner sind von grosser Wichtigkeit Zahl und Character der umgebenden Laute, Wort- und Satztact, ja auch zufälliger Affect.

Ebenso wenig sind die möglichen Uebergangslaute feststehend. Man kann z. B. mt auf sehr verschiedene Weise articuliren, je nachdem die Lippenöffnung, oder der Dentalverschluss oder der Nasalverschluss früher oder später erfolgt, und der Stimmton länger oder kürzer andauert. Die Phonetik kann eben der Sprachentwicklung nicht den Weg weisen, sondern sie soll ihr nachgehen und sie auf rationelle Weise erklären.

Auch die Intensität der Laute lässt sich durchaus nicht theoretisch bestimmen. Sie hängt ab von der Art der Articulation und der Energie der Exspiration. Auf die letztere ist wieder die Stellung des Accentes von grossem Einflusse. Dieselben Laute werden in hochtoniger Silbe energischer hervorgebracht als in neben- oder tieftoniger und da nun in verwandten Wörtern die Stellung des Accentes vielfach wechselt, da selbst das gleiche Wort je nach dem Satzzusammenhange verschieden betont wird, so werden mehrfache Entwicklungen derselben Lautgruppe von vorne herein zu erwarten sein. Vergl. Osthoff über thl im Althochdeutschen. Paul und Braune, Beiträge VIII, p. 147, und ferner Beiträge IX, p. 204 (´wj : ´w, aber wj´ : j´). Ein Beispiel aus dem Französischen bietet die Entwicklung von

fácio	fáciam	ratiónem	durch
fáTS	fáT se	rat Són	zu
fas	fase	rason	zu
fais	fase	raison.	

(s̄ = scharfem s, geschrieben s, ss, ç;
ś = palatalem s)

Was ferner die Art der Articulation betrifft, so werden naturgemäss Sonorlaute intensiver sein, als Geräuschlaute, und unter diesen werden wieder die Dauerlaute voranstehen.

Im Uebrigen aber kann ein ungefähres Verhältniss für jeden Einzeldialect und jede Zeit nur durch eine Detailuntersuchung der vorliegenden Entwicklungen fixirt werden. Danach würde für das älteste Französisch wohl am passendsten zu theilen sein:

1) r, l, m, n, welche stets sonor sind.

2) die Zischlaute, also zunächst lat. s, und ferner die secundär, d. h. romanisch entwickelten ç und s.

3) Die übrigen Consonanten, die ich aus practischen Gründen insgesammt als Muten bezeichne. Dieser Name ist allerdings nicht ganz zutreffend, weil manche unter ihnen wohl unter Umständen sonor gewesen sein mögen.

4) Eine Extrabehandlung verlangen i und u consonans, weil sie sich den einzelnen Lauten gegenüber sehr verschieden verhalten.

Wir kommen nun zu einem Lautwandel anderer Art, den wir bei unserer Aufzählung oben auf Seite 7 unerwähnt liessen, weil er von einem anderen Standpuncte aus betrachtet werden muss, zur Dissimilation. Der Ausdruck wird von vielen Sprachforschern ohne Bedenken gebraucht, von Anderen wird seine Berechtigung angezweifelt. Diese Differenz kommt wohl mit daher, dass das Wort an sich undeutlich ist. Soll es nur den Vorgang des Unähnlichwerdens und das Resultat der ganzen Veränderung be-

deuten, also, wenn man sagt „in der Lautgruppe ej wird e in Dissimilation gegen das folgende j zu e gewandelt“, soll das nur heissen, „e wird zu e und damit dem j unähnlicher“, so ist es zwar nur eine nichts erklärende, also nutzlose, gelehrte Umschreibung, aber es ist doch zum Theil, und in einer Masse von Fällen in allen Sprachen durchaus, richtig. Soll dagegen „Dissimilation“ in wissenschaftlicher Weise die Ursache einer Veränderung andeuten, also „e wird zu e, weil es vorher dem j zu nahe stand, so ist der Ausdruck gewiss mit viel mehr Vorsicht zu gebrauchen. Indessen manche Vorgänge lassen doch durchaus keinen anderen wahrscheinlichen Grund zu; auch ist es unwissenschaftlich, irgend einem thatsächlich vorliegenden Momente einfach allen und jeden Einfluss auf den Gang der Dinge abzusprechen. Wir müssen also versuchen, die Gründe des dissimilatorischen Lautwandels im Allgemeinen zu erkennen. Dieselben mögen wohl doppelter Natur sein, entweder auf den Sprechwerkzeugen, oder auf den Gehörorganen beruhend

Wie beim Singen eines langen Tones die Stimmbänder schwer vom Anfang bis zum Ende in gleicher Spannung zu erhalten sind, so bleiben auch beim Sprechen eines langen Vocals die Sprechwerkzeuge nicht leicht in der gleichen Lage (daher engl. ô, ê = ou, ei, und überhaupt die Diphthongierung langer Vocale), und so kann auch bei Consonanten, die ganz oder zum Theil homorgan sind, der bei beiden Consonanten in gleicher oder ähnlicher Weise verwandte Theil des Mundes zunächst in kleine, dann in grössere Schwankungen gerathen und so Dissimilirung erfolgen. Z. B. ist es leicht denkbar, dass aus diesem Grunde Sprachen, die alveolares s und alveolares r haben, das s vor r mehr dorsal articulieren.

Oder es kann auch die Anregung von dem Gehöre ausgehen. Zwei ähnlich articulierte Laute können doch

acustisch so von einander verschieden sein, dass gerade der Contrast ins Ohr fällt und das Lautbild modificiert. Was an sich betrachtet gross vorkommt, scheint weniger gross zu sein, wenn wir es neben etwas Grösserem sehen. Ein an sich dunkler Laut mag dem Ohre neben einem noch dunkleren weniger dunkel klingen. So mag also auf acustischem Wege ẹj : ẹj und ọv zu ọv werden. (Vergl. Neumann im Literaturblatt für germ. und rom. Phil. 1882. Dec.)

Das ist gut möglich; indessen lässt sich die Sache auch anders vorstellen.

Bei der Veränderung ẹj : ẹj und ọv zu ọv liegt in der Articulation nicht Dissimilirung sondern Assimilirung vor. Wir müssen bedenken, dass j, v = i̯ resp. u̯ consonant sind; diesen aber stehen ẹ resp. ọ näher als e resp. o. Lage und Gestalt der Zunge verhalten sich ja bei den einzelnen Vocalen zu einander so:

u und i = ——

o und e = ⌒ o und e = ——

Bei der Veränderung von ọ resp. ẹ zu o resp. e bleibt ja die Zunge ganz in ihrer alten Lage (mid back, resp. mid front), nur die Gestalt der Zunge verändert sich, indem die convexe Spannung aufgegeben und die zum u und i nöthige flache Gestaltung antecipiert wird.

Aehnlich kann man auch die Verwandlung von alveolarem zu dorsalem s in der Verbindung sr im Urlateinischen auffassen.

Bei aveolarem r sind die Lippen mehr geöffnet als bei s. Dehnt sich nun bei sr die grössere Lippenöffnung des r über das s aus, so muss nothwendig das s mehr dorsal werden. Man versuche s mit offenem Munde zu sprechen und man wird es dorsal articulieren müssen. In

vielen anderen Fällen mögen Volksetymologie, Analogie und ähnliche Gründe vorliegen. (So mag z. B. flebilem sein l verloren haben in Anlehnung an das sinnverwandte und formähnliche debilem.)

Meine Meinung ist also die: Dissimilation ist zwar möglich, indessen muss man mit der Anwendung dieses Erklärungsprincips doch sehr vorsichtig sein, weil häufig andere, verstecktere Gründe massgebend sein mögen, und das „Unähnlichwerden" von vorher ähnlichen Lauten eben nur eine zufällige irrelevante Nebenerscheinung ist.

Einen gewaltsamen, sprungweisen Lautwandel, wie ihn Sievers, Phonetik § 36, zugiebt, halte ich für völlig unmöglich. Es verhält sich hier, wie mit dem „spontanen" Lautwandel. Wie dort Gründe, so müssen hier Zwischenstufen vorhanden sein, die wir nur nicht kennen. Die von Sievers angeführten Beispiele scheinen mir nicht beweisend. Historisch so fern von einander liegende Erscheinungen, wie die Vertretung der alten velaren K-Laute theils durch Kv, theils durch p kann man nicht so direct mit einander vergleichen, ebenso wenig wie z. B. italienisch voglio mit französich veux.

Ueber Metathese allerdings weiss ich zu dem von Sievers § 43 Gesagten nur die Frage hinzuzufügen, ob nicht in sehr vielen Fällen Metathese nur scheinbar stattgefunden hat und der Lautwandel sich nicht aus der Natur von benachbarten Sonorlauten und der Entwicklung einer Svarabhakti erklären lässt. Z. B. ahd. durh, ae. thurh, daneben betont duruh, thuruh, diese verallgemeinert und im Nebentone weiter entwickelt zu mhd. duru, dur, nengl. through.

Diese Entwicklung ist ja historisch und sicher; ähnlich mögen sich verhalten ross : horse, berstan : brestan etc. Umgekehrt wird in tieftoniger Silbe Vocalreduction

die Zwischenstufe gebildet haben, z. B. lat. formáticum : frmáge : fromáge; berbícem, brbis, brebis etc.

So wurde wohl scheinbare Umstellung ermöglicht; wodurch sie aber veranlasst wird und nach welchen Gesetzen sie erfolgt, das weiss ich nicht. Jedenfalls sind die Laut- und Tonverhältnisse der umgebenden Worte dabei von massgebendem Einflusse gewesen. Bei alledem bleiben aber leider noch manche Fälle völlig dunkel, wie z. B. ae. ascian neben acsian, ne. ask, aks. frz. vescut, lachier etc.

Ueber Lautwandel zum Zwecke der Bedeutungsdifferenzierung, sowie über euphonische Motive vergl. Paul. Principien der Sprachgeschichte.

Zum Schlusse noch ein Paar Bemerkungen über die Consequenz der Lautgesetze.

Hier herrscht leider unter unsern hervorragendsten Sprachforschern grosse Meinungsverschiedenheit. Doch ist die Frage für sprachliche Untersuchungen von fundamentaler Wichtigkeit, und deshalb sollte jeder Betheiligte wenigstens versuchen, sich darüber möglichst klar zu werden.

Zunächst nun ist sicher, dass überall gleiche Ursachen unter gleichen Bedingungen zu gleichen Resultaten führen müssen; also gleiche Laute müssen unter gleichen Bedingungen auch den gleichen Veränderungen unterworfen sein. Das ist in der Theorie ganz klar; in der Praxis aber sind die Verhältnisse nicht so einfach, weil eben ganz die gleichen Bedingungen selten oder nie vorliegen. So mag zwar in zwei Wörtern der gleiche, oder der ganz ähnliche Laut vorkommen; aber, da er in verschiedener Umgebung steht, müsste er sich streng organisch auch verschieden entwickeln, und so müsste allmählich eine unendliche Differenzierung der Laute eintreten. In der That weisen die Sprachen in späterer

Zeit compliciertere Lautverhältnisse auf, als in früherer (vergl. Sweet, Handbook of Phonetics). Indessen unsere Sprech- und Gehörorgane sind unfähig, allzu feine Nuancierungen zu unterscheiden und so vereinigen sich schon von Anfang an durch eine Art primärer Assimilation sehr ähnliche Laute in denselben Laut- und Erinnerungsbildern und in demselben Bewegungsgefühle. Wir können also sagen, ganz ähnliche Laute sind unter ganz ähnlichen Bedingungen den für unsere Organe gleichen Veränderungen unterworfen; aber es kommt darauf an, genau zu bestimmen, wo ist die Grenze der zu gleicher Entwickelung zusammen gefallenen ähnlichen Laute?

Complicierter noch wird die Sache durch ein anderes Moment. Ein und dasselbe Wort, das in der Schrift stets aus denselben Buchstaben besteht, ist doch in der lebendigen Sprache sehr vielgestaltig. Es ist ein anderes im Hoch-, Neben-, Tiefton, bei gewöhnlicher Behauptung, bei Schmerz, Schreck, Freude etc.; der Wortanfang schliesst sich an den Ausgang des vorhergehenden Wortes an und ist von ihm abhängig, und das Wortende steht unter dem Einfluss des folgenden Anlautes. Kurz jedes Schriftwort hat in der Sprache ausserordentlich viele Formen. Jede dieser Formen müsste sich eigentlich gesondert entwickeln. Doch auch hier wird wieder die weitere Differenzierung durch die Unvollkommenheit unseres Organismus verhindert. Wir sind unfähig, allzu viele einzelne Vorstellungsgruppen von einander zu halten; sehr ähnliche fallen zu gleichen zusammen und die einen werden von den andern verdrängt. Durch eine Art primärer Analogiewirkung verallgemeinern sich dann wenige oder nur eine Form des Wortes, werden allein gebraucht und der nachfolgenden Generation überliefert.

Wenn also ein Wort in mehreren Formen zu gleicher Zeit erscheint, so ist das ganz natürlich und eigentlich überall zu erwarten. Es

ist kein Beweis gegen das consequente Wirken von Lautgesetzen, sondern gerade in solchen Doppelformen sind die ursprünglichen Lautgesetze am ungehindertsten wirksam gewesen. Eine spätere Form ist nicht immer die organische Weiterentwicklung einer früheren, sondern kann aus einer nicht überlieferten Nebenform der früheren Periode entstanden sein. Dies ist besonders zu erwägen für ältere Perioden, in denen die Ueberlieferung spärlich fliesst.

Aus obigen Erwägungen erhellt, wie gefährlich es ist, den Begriff von der Consequenz der Lautgesetze mechanisch anzuwenden und bei jeder scheinbaren Ausnahme entweder nach einer in der That „falschen“ Analogie zu suchen oder die Consequenz der Lautentwicklung in Frage zu stellen. Innerhalb einer möglichst genau zu umgrenzenden Sphäre wirken die Lautgesetze consequent von Anfang bis Ende. Wo sich bei später gleicher Entwicklung im Anfang Schwankung in der Schreibung findet, ist das kein Beweis für schwankende Aussprache, sondern nur dafür, dass der wirklichen Aussprache keines der gewohnten Lautzeichen völlig entsprach und dass man daher bald die etymologische, bald eine möglichst phonetische Schreibung anwandte.

Wie nun alle die besprochenen Motive in der Entwicklung der altfranzösischen Consonantenverbindungen theils sich kreuzen, theils zusammenwirken, das soll die vorliegende Untersuchung zeigen, soweit der einer Dissertation entsprechende Raum es noch gestattet.

I. Erster Component eine Muta.

Consonantenverbindungen, deren erster Component eine Muta ist, werden fast durchgängig vereinfacht, und zwar meist durch regressive, bisweilen durch reciproke Assimilation, die aber auch immer mehr regressiv als progressiv ist. Es schwinden nämlich die T-Laute, ohne die Qualität des folgenden Lautes wesentlich zu modifiziren, die P-Laute verursachen unter Umständen Labialisirung, die K-Laute meist Palatalisirung.

Anm. Eine genaue Scheidung der Muten in Bezug auf ihre Articulationsstellen ist hier nicht nöthig und auch nicht gut möglich; Einzelnes vergl. unten.

A. Muta + Muta

schon in den ältesten französischen Erbwörtern durchaus vereinfacht. Dass hier von den an sich etwa gleichwerthigen Lauten stets der zweite siegt, erklärt sich phonetisch leicht. Vergl. Sievers § 26²: „Je näher ein Consonant dem Sonanten, um so grösser muss die Schallfülle sein“ und ferner Sievers § 27: „Bei den Sonanten herrscht decrescendo vor.“ In dem Worte apto wird also das Verhältniss sein $\overset{\smile\frown}{\text{apto}}$, das heisst: p ist dem weniger intensiven Theile des a näher, ist also schwächer als t, welches dem stärkst betonten Theile des o näher steht und an seiner Intensität participirt.

Ausserdem wird ja bei den Vocalen, deren Herd der Kehlkopf ist, keine so bedeutende Enge im Ansatzrohr

gebildet, als bei Consonanten, und so kann die den vorhergehenden Geräuschlaut characterisirende Exspiration ungehindert vor sich gehen; folgt dagegen wieder ein Geräuschlaut, so wird die Exspiration des ersten auf ein Minimum beschränkt und wirkungslos; ja sie kann bei folgendem Verschlusslaut völlig unterdrückt werden, indem die Oeffnung der ersten Muta erst geschieht, nachdem der Verschluss der zweiten bereits vollzogen ist. Vergl. Sievers § 21².

Die im Altfranzösischen vorliegende Gestalt jener so vereinfachten Consonanzen ist aber durchaus nicht lediglich das Resultat der Assimilation, sondern vielfach sind dann noch weitere Veränderungen eingetreten, Veränderungen, wie sie auch die entsprechenden einfachen Consonanten durchmachen.

Diesen Lautwandel müssen wir daher zuvor kurz besprechen.

Der Character der Consonanten und also auch ihre Entwicklung sind vorzüglich zweierlei Art, je nachdem der Consonant ganz im Silbenanlaut steht oder nicht. Da nun die Frage nach der Silbentrennung eine schwierige ist, so sind auch die Ursachen der vorliegenden Verhältnisse schwer zu finden.

Völlig im Silbenanlaut stehen zunächst sicher die wortanlautenden Consonanten und im Altfranzösischen die zweiten Componenten consonantischer Diphthonge.

(Ueber die doppelte Gestaltung von Muta + Liquida vergl. unten.)

Bei einfachen Consonanten im Wortinlaute aber lässt sich die Trennung schwer vornehmen. Z. B. spricht man weder pac-are noch pa-care. Das c gehört zu beiden Silben. Ist nun der inlautende intervocale Consonant kurz — hat er also im Ganzen nur eine Mora — so wird auf jede Silbe die Hälfte der Mora fallen, d. h. bei Explosivlauten etwa auf die erste Silbe der Verschluss

und auf die zweite die Oeffnung. Wegen der oben erwähnten Decrescendo-Betonung der Sonanten nun wird der Verschluss nur mit ganz geringem Exspirationsdruck erfolgen und bei der Kürze der ganzen Consonanz wird der neue Exspirationshub der folgenden Silbe erst in's Ansatzrohr gelangen, wenn dort der Verschluss des Consonanten bereits wieder geöffnet ist, so dass also das Explosionsgeräusch selbst noch mit geringem Druck und dem entsprechend mit wenig energischer Articulation erfolgt.

Ist dagegen der einfache intervocale Consonant lang — hat er also zwei Moren — so wird während der ersten, auf die vorhergehende Silbe fallenden Mora der Verschluss, beziehungsweise die Engenbildung zwar auch bei geringem Exspirationsdruck erfolgen, aber Verschluss oder Engenbildung dauern auch während der zweiten Mora fort. In dieser aber wird der Luftandrang immer stärker, da ja der neue Expirationshub der folgenden Silbe nun schon mitwirkt, und das Reibegeräusch oder die Explosion erfolgt schliesslich mit grosser Intensität.

Anm. Ganz mit Unrecht nennt man immer noch vielfach diese Consonanten geminirt, weil sie bisweilen doppelt geschrieben werden. Dann müsste man auch die ags. und ahd. Vocale geminirt nennen, welche zum Zeichen der Länge in hss. doppelt geschrieben sind. Wirkliche Doppelconsonanzen existiren im Frz. nur in Fällen, wie chast(e)té, nett(e)té etc. Das von Sievers Phonetik § 31 angeführte grammaire scheint mir kein m|m, sondern m zu haben.

Die lange einfache Consonanz vereinigt also die allerdings schwache Expiration der ersten mit der starken Exspiration der zweiten Mora und ist so eigentlich noch im Vortheil gegen die wortanlautenden Consonanten und die zweiten Componenten consonantischer Diphthonge; aber dieser Unterschied ist für die Weiterentwicklung wirkungs-

los geblieben und wir haben nur zwei Arten zu unterscheiden. Wir bezeichnen die eine — die zuletzt besprochenen — als „intensive“, und die andere — die kurzen intervocalen — als „gelinde“ Consonanten.

Anm. Ueber den phonetischen Character der auslautenden Consonanten lässt sich nichts Bestimmtes sagen. Aus den vorliegenden Entwicklungen kann man gar nichts schliessen, da der Wortauslaut selten wirklich in Pausa steht; entweder fällt er durch den Zusammenhang des Satzes in die Classe der inlautenden kurzen, oder der ersten Componenten consonantischer Diphthonge, also stets in die der gelinden Consonanten. Mit dem Wortanlaute steht es sich allerdings eigentlich ebenso unsicher, entweder ist er kurz intervocal oder zweiter Component eines Diphthongs; aber hier hat fast durchgängig die Stellung als zweiter Component den Ausschlag gegeben, wohl weil dieselbe wegen des altfranzösischen Auslautsgesetzes häufiger vorkam, so dass also wortanlautende Consonanten fast durchgängig unter die „intensiven“ rangiren. Einzelne Ausnahmen werden wir unten, bei den einzelnen Gruppen, finden.

Die Entwicklung beider Arten im Altfranzösischen ist bekanntlich:

	Intensive	Gelinde
Dentale	intact erhalten tel	geschwunden ame|e
Labiale	intact erhalten pere, bien, faire	theils (vor o, u) geschwunden, theils zu v erweicht e u, ri̯ve
Velare	intact erhalten corre	geschwunden se|ur = securum
Hintere Palatale	zu Doppelconsonanz entwickelt c : tsch g : dsch chanter — joie	zu i consonans erweicht paier, plaie
Vordere Palatale	c : ts : ç j, g : dsch cirge, gigne, ja	c : ç, s g geschwunden plaisir, ga|ïne

Der Unterschied zwischen der intensiven und der gelinden Reihe ist besonders interessant bei den K-Lauten. Ihre Entwicklung ist, wie ich glaube, folgende: (Vergl. Schuchardt, Vocalismus I, Seite 150 ff.)

a) die intensiven K-Laute. Zwar sind im Latein die tenues ursprünglich relativ ungehaucht, also möglichst reine Tenues; allein bei starker Exspiration ist es ganz unmöglich, eine Tenuis vor Vocal rein herauszubringen; die starke Exspiration wird unmittelbar nach dem Explosivlaut unvermeidlich ein mehr oder minder deutliches Reibegeräusch verursachen, und aus den tenues werden tenues aspiratae. Hier scheiden sich jedoch die drei Gruppen.

1) vordere palatale. In der Formel ce, ci ist der Hauchlaut wegen des e, i ganz palatal und hebt sich bald von dem K-Laut so stark ab, dass er sich weiter entwickelt zu einem scharfen, dento-palatalen Reibelaut, also etwa ki, khi, kji, kɕi — ɕ soll einen Laut bezeichnen etwa in der Mitte zwischen ch und sch (wie er z. B. in Darmstadt gesprochen wird; dort ist sch von ch schwer zu unterscheiden). Soweit lässt sich die Entwicklung als wohl möglich, ja als natürlich denken. Nun aber haben wir altfranzösisch den Laut çe, çi vorliegen. Dieser ist sicher hervorgegangen aus früherem tśi, tśe. (Vergl. italien. Cicerone, afrz. chanter). Man hätte also Uebergang von k : t und ɕ : s anzunehmen. Das letztere ist vor e und i durchaus wahrscheinlich, aber k : t scheint ein etwas gewaltsamer Sprung zu sein. Indessen haben wir vulgärlatein einen ähnlichen Uebergang von tl, tr : cl, cr und ebenso, vielleicht historisch damit zusammenhängend, schon urlateinisch (vergl. Osthoff, Forschungen im Gebiete der indogerm. nominal. Stammbildung, Seite 23 ff.). Das vulgärlatein. T muss eben unter gewissen Bedingungen eine dem palatalen K

sehr ähnliche Articulation gehabt haben (vergl. unten bei tr, und Schuchard, Vocalismus I[158]) vielleicht mit lateraler Explosion (vergl. Sievers, Phonetik § 22[1] und Anm. 1). In unserem Falle wurde der lautliche Uebergang vielleicht noch dadurch mitveranlasst, dass der Laut t^{s} massenhaft vorhanden war, hervorgegangen aus ti + vocal.

Die Media gi, ge und im Picardischen auch die Tenuis ci, ce sind zusammengefallen mit der

2) hinteren palatalen Reihe *ca*. Die Entwicklung ist dieselbe von ca bis cd͡ja; dann jedoch hat sich das d͡j nicht so dentopalatal zu ś, sondern, der Natur des a entsprechend, zu sch entwickelt. Aus tsch wurde dann in altfranzösischer Zeit sch, wie schon früher aus t^{s} – s.

Anm. Gerade wie das Picardische hat sich das Italienische entwickelt, und wieder ganz wie im Französischen ist die Entwicklung von ce, ci im Venezianischen. Die Ursache muss wohl eine dialectisch etwas hellere, beziehungsweise dunklere Schattirung des Vocals gewesen sein.

Im Picardischen war wohl, wie im Italienischen, das a dunkler, und ca fällt zusammen mit der

3) velaren Reihe co, cu. Dieselbe wird zwar sicherlich ein kho, khu bei intensiver Betonung entwickeln; weil jedoch hier, bei den back sounds, nach der Lösung des K-Verschlusses dem Ausströmen der Luft kein anderer Theil des Mundes mehr Enge bildend entgegen stand, so konnte der Hauchlaut nicht zu grosser Dauer und Intensität gelangen; er blieb deshalb immer auf der Stufe eines Uebergangslautes stehen und die Verbindung cu, co blieb unverändert (vergl. damit unten die Entwicklung der gelinden ce, ci).

b) die gelinden K-Laute. — Eine unaspirirte gelinde Tenuis ist fast gar nicht verschieden von einer

tonlosen Media. Sie fällt leicht mit ihr zusammen. (Vergl. ahd. kepa neben keba etc.)

So wird auch für's Altfranzösische Uebergang in die Media anzunehmen sein. loco, — logo, pacare — pagar, (Anders bei ce, ci, s. unten), Formen, wie sie z. B. im italienischen luogo, pagare noch vorliegen. Im Altfranzösischen oder wohl schon im gallischen Vulgärlatein ist dann die Weiterentwicklung die, dass der Verschluss und dann die Engenbildung immer unvollkommener ausgeführt werden, und zunächst Reibelaute entstehen, die wieder je nach der Natur des folgenden Vocals verschieden waren:

logo : logo (g wie in ags guma)
pagar : pajar.

Diese Reibelaute wurden dann unter dem Einfluss der umgebenden Sonorlaute selbst tönend, und schliesslich blieb bei noch weiterer Oeffnung in logo nur noch ein dunkler Stimmton, begleitet von einem schwachen Faucalgeräusch, das sich dann ganz verlor (wie got. hau*h*s, inlautend hauhis, nhd. hohes spr. hôes). In paj ar, oder vielleicht schon paj éer, war der Stimmton heller und fixirte sich als i consonans, pai*é*er pai*i*er.

Anders bei ce, ci. Hier bildete sich auch bei gelinder Exspiration eine tenuis aspirata und weiterhin eine affricata heraus, was phonetisch sehr natürlich ist. Bei dem Uebergang von k zu i (high front) und zu e (mid front) bildet die Zunge nach Lösung des Palatal-Verschlusses sofort wieder eine Enge mit den Alveolen, resp. den Oberzähnen.

Wegen dieser Engenbildung macht sich eben der Uebergangslaut von k-i, k-e auch bei geringer Exspirationsstärke als Reibegeräusch bemerkbar (vergl. oben co, cu intensiv, wo umgekehrte Motive zu dem umgekehrten Resultat führten).

So fielen also ce, ci intensiv und ce, ci gelinde zu-

sammen zu *kʧi* : *tʧi* : *tś*. Indessen muss bei dem gelinden *kʧi* : *tʧi* : *tś* der explosive *k*- und später *t*-Laut von vorne herein schwächer gewesen sein und so ist auch natürlich, dass tś schon im ältesten Französisch zu ç assimilirt erscheint, während latein. *ca* noch Doppellaut *tscha* ist.

Wir kehren nach dieser Excursion über die einfachen Consonanten zu unserem Gegenstande, den Consonantenverbindungen zurück.

Die aus mehrgipfligen hervorgegangenen eingipfligen Consonanzen rangiren nun natürlich durchaus zu der intensiven Reihe (weil ja der übrig bleibende Consonant die früher auf beide Componenten vertheilten Moren nun allein ausfüllt), und haben eben, wie sie im Altfranzösischen vorliegen, zum Theil schon deren Weiterentwicklung mitgemacht.

Beide Consonanten sind homorgan. Wo zwei homorgane Consonanten nach Reduction des Sonanten einer tieftonigen Silbe im Französichen zusammentraten, da ist durch die Mittelstufe einer wirklichen Geminata hindurch Vereinfachung erfolgt.

mattutinum	—	mat|tin	— matin
nitidam	—	net-de	— nette
Augustodunum	—	Ost-dun	— Ostun.

Hierher gehört vielleicht auch tout — toute. Zwar für das Französische liesse sich toute als Analogie nach tout erklären, indessen die anderen romanischen Sprachen verlangen ein langes t im Etymon. — Im Vulgärlatein, wie überhaupt in allen Sprachen (schon sanskrit), wurde der Begriff eines Adjectivs betont oder verstärkt durch Doppelsetzung. (Vergl. Wölfflin, lateinische und romanische Comparation). Bei dem Begriff „ganz“ lag gewiss die Neigung hervorzuheben und

zu betonen sehr nahe, und so mochte sich vielleicht schon vulgärlatein die Verbindung totum totum — toto toto zu einer stehenden Formel herausgebildet haben. (Vergl. italienisch tototo = ganz und gar.) Im Französischen wurde dann aus der Verbindung tóttot direct oder unter ihrem Einflusse ein tot mit intensivem t gebildet und daraus ein Feminin toute. (Diese Annahme erklärt vielleicht auch das sonst ganz dunkle englische teetotal.)

Ich möchte meinen Vorschlag zur Begutachtung vorlegen trotz der bekannten Thurneysen'schen Erklärung. (toto + vocal : totv : tutt etc.). Die leztere ist zwar überaus scharfsinnig, und methodisch lässt sich so mannichfache Ausgleichung und gegenseitige Beeinflussung nicht von der Hand weisen. Indessen tv auslautend : tt scheint doch gegen die französischen Lautgesetze zu verstossen (vergl. unten bei u consonans).

In Zs. f. r. Ph. III [339] verweist Aymeric auf eine Erklärung des tottus im Rhein. Museum 1870 [298]; das Citat ist aber falsch und ich kann im Rhein. Museum die betreffende Erklärung nicht finden.

Wörter wie chasteté, netteté sind Fremdwörter oder Neubildungen, daher die Erhaltung des die beiden T-Laute trennenden e. In der nfrz. Umgangssprache ist nun zwar das e völlig reducirt, aber die Contraction ist unterblieben und hier liegt einer der wenigen Fälle von wirklicher Gemination mit doppelter Explosion vor. Bei chasteté äussert sich der fremdwörtliche Character auch später durch Erhaltung des s.

Dental + Labial. apres, affaitier, avenir und zahlreiche andere Composita mit ad, die schon latein. assimilirten, so dass das französische Compositionspräfix gar nicht mehr ad — sondern a — ist.

Labial + Dental. aptus — ate, habet — at, corruptum — corrot, apud — od, captivum — chaitif,

civitatem — citet und cit (Satzdoubletten), sapidum — sade, tepidum — tiede, malehabitum — malade, rapidum — rade.

In malade, sade, rade, tiede, ate kann das End-e sich durch Angleichung an das Feminin eingestellt haben, da es ja im Altfranzösischen eine Masse von Adjectiven gab, deren Masculin dem Feminin gleich lautete. Indessen die Formen mit d statt des nach nitidam — nette zu erwartenden t führen auf ein Etymon mit länger erhaltenem Zwischenvocal und daraus folgender Erweichung der intervocalen Tenues, also auf habede, sabede, tebede, rabede. Diese Formen müssen zu Grunde liegen und es ist nach Sievers's Lehre von den Sprachtacten (Phonetik § 33, vergl. auch Sweet's Aufsatz „Words, logic and grammar" in den Transactions der Philological Society. London 1875—76) ganz wahrscheinlich, dass sie als Satzdoubletten neben apt, sapt etc. im gallischen Vulgärlatein bestanden und wir haben hier, wie häufig, eine Verallgemeinerung zu Gunsten der volleren Formen.

Diese Formen habedes, sabedes etc. konnten sich dann bei fortgesetzter Wirkung des Syncopierungsgesetzes sofort wieder differenziren zu 1) malabdes, sabdes, rabdes, tebdes, woraus unsere Formen malades, sades etc., und 2) malabeds, tebeds etc.; die letztere Form ergab lautgesetzlich das altfranzösische tieves. (Weiteres über diese Formen vergl. unten bei der Gruppe tc.)

Aehnliche satzphonetische Differenzirung muss man wohl annehmen, wenn man vergleicht habet : at, apud : od und zu ab. Das als Hilfsverb meist nebentonige hàbet ergab abt : at; bei apud haben sich zwei Stufen der Betonung erhalten: das betonte ápùd : avud, awd, od (wie habuit, abwit, awit, awt, ot), und ferner, nicht tieftonig, aber doch etwas weniger betont, apud : abed, dann vor anlautender Consonanz (z. B. abednos : abnos) : ab.

Es müsste dann eben d vor Consonanten schwinden, als p intervocal zwar schon zu b aber noch nicht v ge-

worden war. Die Form ab verallgemeinerte sich dann neben od und wurde vor Vocalen av (vergl. das Compositum avoec). Diese ganze Annahme ist zwar complicirt, aber nicht complicirter als die sprachlichen Vorgänge selbst in der That sind.

Captivum zu caitiv macht Schwierigkeiten. Zwar ist dieselbe Erscheinung (it für pt) in mehreren romanischen Sprachen belegt, aber damit ist sie nicht erklärt. Im Französischen ist sie ganz vereinzelt und entspricht nicht den sonstigen französischen Lautgesetzen. Man hat nun gewöhnlich keltischen Einfluss angenommen: so auch Thurneysen in seinem soeben erschienenen, gewiss Epoche machenden Werke „Keltoromanisches". Doch kann ich daran nicht glauben. Zunächst, wenn es rein lautlicher Einfluss wäre, so könnte er doch nicht so sporadisch sein. Wenn romanisch redende Kelten pt : cht wandelten, so mussten sie es doch höchst wahrscheinlich in allen Fällen thun. Wenn es aber nur sporadisch geschah, so müsste Uebertragung von Wort zu Wort, also eine Art volksetymologischer Umdeutung vorliegen und dem betreffenden romanischen Worte müsste dann immer ein ähnliches keltisches entsprochen haben. Das ist aber nicht der Fall, wenigstens nicht nachgewiesen. Ferner aber findet Uebergang von pt : cht nach Thurneysen gar nicht auf dem ganzen keltischen Gebiete statt, sondern nur im Inselkeltischen, welches mit der romanischen Sprachentwicklung direct nichts zu thun hat. Ich glaube daher, die romanischen Formen sind, jede für sich, aus dem Lateinischen zu erklären, und wir haben hier nach anderen Beeinflussungen uns umzusehen. Zwar im vorliegenden Altfranzösischen dürfte sich nicht leicht eine Analogie für caitiv finden, aber konnte nicht das t in cativo einen palatalen Character schon im gallischen Vulgärlatein erhalten in Anlehnung an das dazu gehörige Verbum captiare : catjar? Das ganze Verbum konnte

sehr leicht ein einzelnes Wort beeinflussen, und die Zusammengehörigkeit beider Wörter musste doch damals noch gefühlt werden und wirksam sein. Das Bewusstsein dieses Zusammenhangs schwand naturgemäss erst später, als sich catjar weiter zu chaissier differenzirte. Das provenzalische eis = ipse ist natürlich die Form, wie sie sich vor vocalischem Anlaut entwickeln musste: ipse a, epsj, esj : eis. Also ganz analog der gewiss feststehenden Groeberschen Erklärung des italienischen gli, egli, ogni. Zs. f. r. Ph. 2^{594}.

Guttural + Dental. Ueber den Entwicklungsgang der Gruppe ct: it gehen bekanntlich die Meinungen auseinander. Einige Forscher, so Thomson, Neumann, nehmen als Mittelstufe palatales t an. Dann musste also wohl kt zunächst zu einem Doppellaute verschmelzen, indem der Dentalverschluss sich herstellte, bevor sich der Gutturalverschluss öffnete, so dass die Explosion des k nicht erfolgen konnte, sondern die Luft sich in dem Dentalverschluss verfing. So kam also nur der Gutturalverschluss und die Dentalöffnung zur Geltung und daraus wurde durch reciproke Assimilation ein t, also facto, fato, fat, fait.

Dagegen nehmen Ascoli, Schuchardt, Ulbrich und in seinem eben erwähnten Buche auch Thurneysen die Entwicklung facto, fachto, fajt, fait an. Dann hat also der Guttural zunächst eigene Exspiration gehabt oder bekommen, und sich erst als ch dem Dental assimilirt.

Meine Meinung über den Fall ist nun folgende: Möglich sind für factum zu fait beide Entwicklungsreihen. Auch liegt es nahe, anzunehmen, dass im späteren Latein beide Aussprachen neben einander existirten: kt als ein Doppellaut und kt mit selbständiger Exspiration des

velaren Lautes. Man vergleiche unsere neuhochdeutsche Aussprache. Gewöhnlich sprechen wir z. B. „untieser“, bisweilen jedoch, besonders in nachdrücklicher und feierlicher Rede sagen wir „unt dieser“. Aehnlich mag es sich im Lateinischen verhalten haben. Ursprünglich waren im Lateinischen bekanntlich die Tenues reine Tenues, nicht Tenues Aspiratae, und daher articulirte man wohl auch ursprünglich ct als einen Doppellaut. Jedoch in ein- oder zweisilbigen Satztacten stellte sich naturgemäss die andere Aussprache von ct ein und diese ergab dann weiter cht, wie ja auch im Germanischen die Muten vor Dentalen zu harten Reibelauten werden. Dieses cht konnte sich nun ja auch zu jt assimiliren; indessen musste doch Assimilation um so leichter erfolgen, je weniger eigenen, selbständigen Lautwerth das k hatte und je enger es sich an den Dental anschloss. Ich glaube also, dass bei der Entwicklung factum : fait die Thomsonsche Erklärung vorzuziehen ist. In der anderen Satzdoublette ct : cht war der selbständig exspirirte velare Laut der Assimilation weniger leicht ausgesetzt, und als er sich weiter auflöste und tönend wurde, war sein Stimmton auch ein back sound, ein u. Diese Entwicklung liegt thatsächlich im Romanischen vor (vergl. Diez. Gr. I), spanisch auto, charauter, französisch bei der Media g in esmeraude, baudequin, provenzalisch Baudas. (Andere Beispiele ähnlicher Art vergl. unten bei cs und bei Muta + Sonorlaut.) Diese Formen sind also für lautgesetzlich zu halten und die Formen mit l beruhen wenigstens für's Französische auf einer falschen Retroversion der Lautgruppe au + Consonant, in der ja sonst u gewöhnlich älterem l entsprach.

Also die Formen mit u gehen hervor aus nicht assimilirtem velarem Laut, diejenigen mit i dagegen wahrscheinlich aus einer schon im Lateinischen kürzeren Satz-

doublette mit kt als einem Doppellaute. — Herr Prof. Neumann hat die Güte, mich auf Formen wie punctum, junctum, sanctum etc. als besonders für die Thomson'sche Theorie sprechend aufmerksam zu machen. In der That scheint sanctum, santo, saint den Vorzug zu verdienen vor sanctum, sanchtum, sanjto, sant, saint. Jedenfalls muss in diesen Formen palatales nt als Vorstufe für int angenommen werden. — Wahrscheinlich aber wird auch hier bei kt noch die Entwicklung ursprünglich verschieden gewesen sein, je nachdem der Velar oder der Dental in betonter Silbe stand. Wenn das, palatale Articulation bewirkende c dem Tone näher stand, also intensiver war, so war das Resultat der Assimilation ein palatales t; stand dagegen t dem Haupttone näher, so zeigte es mehr Widerstandskraft gegen Palatalisirung und blieb reiner dental. Also jéCto, jéCtas jéCtat, jéCtant : jeit, jeites etc., dagegen jecTámus, jecTátis, jecTáre zu jetons, jetez, jeter. Dann erfolgte Ausgleichung, hier zu Gunsten der endungbetonten Formen, wie sonst zu Gunsten der stammbetonten. Wenigstens wüsste ich keine andere Erklärung für jeter, otroiier, diter etc. (siehe unten cs).

Die Formen amitiet, amitet, amistet, amistiet konnten auf folgende Weise zu Stande kommen: Zunächst beruht wohl der Wechsel in der Endung (et, iet) auf einfacher Suffixvertauschung, soweit nicht dialectisch verschiedene lautliche Entwicklung vorliegt. amitet und amitiet gehen organisch auf amikitatem, amiktatem zurück. Amistet, amistiet sind französische Neubildungen von amis.

aidier, plaidier, cuidier gehen zurück auf Formen wie ajudar, plagidar, cogidar, das heisst auf Formen, in denen der Zwischenvocal erhalten blieb, bis sich die intervocalen Tenues in Medien gewandelt hatten. Bei aidier erklärt sich das leicht als Analogie nach stammbetonten Formen ajútas : aiúdes etc. Vielleicht gab es auch von placitare,

cogitare Praesentia mit der Betonung placíto, cogíto, wie ja die Verba auf —icare im Praesens den Ton auf dem i halten (fabulíco). Indessen bei den Verben auf —cito wäre ja dann das c vor i in ts übergegangen. Der zwischen c und t erhaltene Stimmton muss also nicht i, sondern ein dunklerer Laut gewesen sein, nämlich jenes mid mixed narrow e, zu dem im Französischen alle Vocale auf einer gewissen Accentstufe abgeschwächt wurden (vergl. unten die Entwicklung von —aticum).

Dental + Guttural und Labial + Guttural ergaben vor u, o, a ein tsch, dsch und vor e, i ein ç. natica : nache, nage; aetaticum : eage; sauvage etc., jugier, nagier, sujet, mecine, nacelle. Labial + Guttural müssen wohl zunächst zu intensivem (langen) Palatallaut assimilirt sein, und dieser hat sich dann, dem folgenden Sonanten gemäss weiter entwickelt, also navigare : navgar, nagéer, nagíer.

jugier, mangier und vengier weisen wieder aut Erhaltung des Zwischenvocals bis zur Erweichung der intervocalen Tenues. Besonders lehrreich sind die Contaminationsformen manju, manjues etc., in denen der Vocalismus auf die Betonung mandúco etc. zurückgeht, der Consonantismus aber aus Formen mandgámus etc. stammt.

Aehnlich könnte man preëchier auffassen. Das e erhalten in Analogie nach einer Form praedíco (wie exbannico, fabulíco) und das ch aus endungsbetontem praedcare. Indessen liegt es doch näher, preëchier als Fremdwort anzusehen, schon wegen seiner Bedeutung. Dann hat sich also i als e erhalten, wie in benëir, penëance unnd das ch hat sich aus intervocalem kurzem c fremdwörtlich entwickelt.

Das Sufiix —aticum ergab französisch —age. Auffällig sind dabei g und e. Eine Besprechung des e scheint nicht in unsere Untersuchung hineinzugehören; indessen, wie wir schon öfter sahen, man kann die Entwicklung des französischen Consonantismus, speciell der Consonantenverbindungen nicht begreifen, ohne über das Schicksal der nicht hochtonigen Vocale orientirt zu sein. Leider ist dieses Gebiet noch wenig untersucht. Darmesteter (Romania V) sagt, die vortonigen, nicht anlautenden und nicht in Position stehenden Vocale (ausser a, das sich als e erhält) seien ausgefallen; nur seien sie als e erhalten oder neue e seien erzeugt zur Stütze von Consonantenverbindungen, die sonst schwer aussprechbar gewesen wären. Diese Regel mag zwar ungefähr den im Altfranzösischen vorliegenden Verhältnissen entsprechen, aber sie ist sehr äusserlich gefasst. Das Wesen und die eigentlichen Ursachen der Entwicklung werden dabei völlig verkannt. Consonantengruppen können keinen Vocal stützen. Die Bewegungen der Sprechorgane im Ansatzrohre können die Spannung und das Schwingen der Stimmbänder nicht verursachen. Wo zu schwere, d. h. zu lange Consonanzen zusammentreffen, da stehen der Sprache andere Mittel, so Assimilation und Contraction zu Gebote (vergl. Einleitung). Vocale entstehen nicht so ohne Weiteres, um die Sprache harmonisch und leichter sprechbar zu machen.

Es fragt sich nun, wie ist das theilweise Erhalten und theilweise Ausstossen nicht hochtoniger Vocale in Wirklichkeit zu erklären? Die im Altfranzösischen vorliegenden Verhältnisse lassen nicht mehr direct den ursprünglichen Lautwandel erkennen. Das Resultat desselben ist durch vielfache Ausgleichungen gestört. Wir müssen annehmen, dass schon frühe im gallischen Vulgärlatein bis spät hinein in das historische Französisch die Vocale auf der niedrigsten Stufe der Accentuirung

schwanden, auf einer mittleren Stufe dagegen nur zu einem unsicheren, von dem Character der umgebenden Laute abhängigen Stimmtone geschwächt wurden. Nun hat ja, wie wir schon in der Einleitung und öfter betont haben, ein Wort in der lebendigen Sprache sehr verschiedenartigen Accent. Je stärkerer Nachdruck auf dasselbe gelegt werden soll, um so intensiver werden seine Silben, hoch- wie nebentonige, articulirt. Ferner bilden sich in dem gesprocheneu Satze phonetische Gruppen aus einzelnen oder mehreren Silben, unabhängig von der Eintheilung in Worte. In diesen Gruppen (Satztacten, stress groups, vergl. Sievers, Phonetik § 33) finden wieder Abstufungen in der Accentuirung statt. Daher müssen sich zu der Zeit, als das Syncopirungsgesetz im gallischen Latein zu wirken begann, mehrfache Formen für dasselbe Wort ergeben haben. Dieselben Wörter waren bald länger, bald kürzer: kürzer, wenn sie wenig Nachdruck hatten und in langen, vielsilbigen Sprachtacten standen; länger im umgekehrten Falle. Es gab also aus —áticum neben einander —ateke, —atek, —atke, —atk. Allmählich fielen dann der fortgesetzten Wirkung des Syncopirungsgesetzes die meisten Silben anheim, die überhaupt je im Tiefton stehen konnten, indem durch immer wiederholte Kürzung die Verallgemeinerung der syncopirten Formen begünstigt wurde.

Gerade bei Doppelconsonanzen haben sich nun vielfach, aber durchaus nicht immer, die längeren Formen verallgemeinert, bis in's Altfranzösische erhalten und sind erst dann auch ihrerseits gekürzt worden. Diese längere Erhaltung des Stimmtones wurde aber nicht phonetisch durch die Consonantenverbindungen bedingt. Der Zusammenhang beider Momente ist nur ein loser.

Längere Formen mögen häufig erhalten sein unter dem Einflusse von verwandten Wörtern, in denen der betreffende Vocal den Hauptton trug, also einem Ausfalle

überhaupt nicht ausgesetzt war. So mag der Accusativ sospeson verallgemeinert sein, unter Einfluss eines aus dem Nominativ gewiss ursprünglich entwickelten, dann untergegangenen sospéce (vergl. race — raison). So mögen sich impèratórem und imperátor zu emperedor, emperedre gegenseitig beeinflusst haben: in emperedor ist die dritte Silbe erhalten, weil sie in imperátor, emperedre den Hochton trug, und in emperedre ist die zweite Silbe geblieben in Anlehnung an empèredór. So bestanden auch gut lautgesetzlich neben einander die Formen laisrai (: lairai) und laisserai. Die letztere siegte, begünstigt durch den Artikel laissier.

Ferner mögen bei mehrfachen Consonanzen die längeren Formen häufig deshalb gesiegt haben, weil sie klarer, durchsichtiger, verwandten Formen ähnlicher waren, während die kürzeren Formen durch Contraction der zusammengetretenen Consonantengruppen sich von zugehörigen Wörtern zu weit entfernt hatten. Z. B. hatte man zu dem Nominativ sospéce* ursprünglich neben sospeson wohl auch ein soschon* und sicher ein Verb soschier = suspicare. soschier und soschon standen dem unvariirbaren sospéce und dem dadurch begünstigten sospeson zu ferne und gingen unter; soschier ist noch überliefert, soschon* schon früher geschwunden.

Bisweilen freilich fand die Ausgleichung in umgekehrter Richtung statt; z. B. aidier war zwar, wie wir oben gesehen haben, selbst erst unter Einfluss der stammbetonten Formen aus ajutare, ajetar, ajedar zu Stande gekommen; dann aber drang weiterhin diese kürzere Form durch, die ganze Flexion formte sich danach um, selbst das Substantiv aiude schwand zu Gunsten des neu gebildeten aide.

Es lassen sich eben im Allgemeinen die Gründe für den Sieg der einen oder der anderen Doppelform nur selten mit Bestimmtheit angeben. Bei sospeson gegenüber

soschier sieht man aber recht deutlich, dass nicht die Consonantengruppe den Vocal schützte, sondern dass gerade die Consonanten mehr intact blieben, weil sie von einander getrennt und vor Contraction geschützt waren durch das aus anderen Gründen erhaltene e. Demselben Vorgange werden wir unten, bei Muta + Liquida häufig begegnen. In der vorliegenden Gruppe —aticum erklärt sich bei unserer Auffassung durch —adege, —adge, —age sowohl die mediale Consonanz als das e. Das Suffix ist zweisilbig geworden, als die intervocalen Tenues schon Medien waren, aber als a in offener Silbe noch nicht die Veränderung zu e angetreten hatte (so auch oben malade, sade etc.). Aehnlich auch bei mege = medicum, während in piege die Consonanten erst zusammentraten als e schon diphthongirt, oder doch gelängt war (so auch oben tiede).

B. Muta + Zischlaut.

Auch in der Verbindung Muta + Zischlaut schwindet durchweg die Muta, ein Vorgang, den wir schon oben (Seite 17) erwähnt und aus der phonetischen Beschaffenheit der einzelnen Componenten (vergl. Seite 10), sowie aus der Stellung derselben (vergl. Seite 17—18) zu motiviren versucht haben.

Dental + s schon im Lateinischen vereinfacht, z. B. possum, prosum, assiduus, passus etc. Auch die durch neue, romanische Compositionen entstandenen Verbindungen ts sind im Französischen contrahirt. assembler, asalir, assez.

Nur die secundär, d. h. nach Ausfall eines Vocals zusammengetretene, nachtonige Lautgruppe ts erhielt sich bis in's Französische hinein, geschrieben z. assez, amez, avez, feiz und alle die Substantiva und Adjectiva auf t + flexivischem s. In dem letzteren Falle könnte man zwar annehmen, dass das t sich nur durch Systemzwang,

d. h. aus den Formen, die lautgesetzlich auf t endigten, immer wieder hergestellt habe. (Z. B. lautlich nominativ feis, accusativ feit; nach feit dann wieder ein nominativ feit-s, feiz). Indessen wegen assez, amez, avez etc. wird doch rein lautliche Erhaltung des t anzunehmen sein. Im Picardischen ist bekanntlich die Contraction schon früher erfolgt; dort erscheint s von Anfang an.

Labial + s schon im ältesten Französisch vereinfacht, nur in Fremdwörtern ist der Labial noch erhalten und in Erbwörtern zuweilen etymologisch geschrieben. Z. B. in Stengel's Wörterbuch: absols, obscuraz, eps, obs; neben es, ades, bries; ferner die Conjunctive Plusquamperfecti, wie reconossent, amassent, die schon im Lateinischen contrahirt wurden.

Vor flexivischem s findet sich (wie oben der Dental) f öfter erhalten. Doch ist hier die Muta nicht lautgesetzlich geblieben, sondern erst secundär wieder hergestellt: der Nominativ brief-s neu gebildet nach dem in Pausastellung entwickelten Accusativ brief, wie umgekehrt nach dem lautgesetzlichen Nominativ bries ein neuer Accusativ brie; so ferner griefs, liefs, neufs etc.

Guttural + s. Das Resultat der Verschmelzung ist altfranzösisch überwiegend is. Da hier auf den Guttural kein Verschlusslaut folgte, so kann natürlich von einer directen Contraction beider Componenten (wie bei ct) keine Rede sein. Auf den gutturalen Explosivlaut folgte nothwendig ein stetig palataler werdendes Reibegeräusch und gerade in diesem ursprünglichen Uebergangslaute sind beide Componenten allmählich aufgegangen, also etwa CS — cćhśs, ćhś, Ś — is (resp. isi), so laissier, dis, ici etc.

Wie oben bei ct, so finden sich auch hier Spuren der andern, längeren Satzdoublette, in welcher der

Guttural sich weniger enge an den folgenden Zischlaut anschloss, daher nicht assimilirt wurde und, als er sonor wurde, nicht i — sondern u-farbig war, nämlich zunächst bei c + einem romanisch entwickelten Zischlaute in acceptorem — austor (vergl. darüber G. Paris in Romania XII[100]). Ich glaube doch, dass beide Wörter identisch sind und die Entwicklung ist: acceptorem, aksetor, akstor, achs̥tor, ag̊stor, austor. (s̥ = s sonans, ch = tonlosem und g̊ = tönendem velaren Reibelaut).

Eerner erklären sich so wohl auch die Formen réussir, altfranzösisch ussir, der Wechsel zwischen u und e in dem italienischen uscire, und das a in asciugare.

In einer Reihe von Wörtern aber ist das Resultat der Contraction von cs weder is noch us, sondern einfach s̄; also c ist dem s völlig assimilirt, ohne dessen Natur zu beeinflussen. Die erste Bedingung hiefür ist, dass cs vortonig, also c im nebentoniger Silbe war. Dasselbe beobachteten wir ja auch oben bei ct ‿; doch bedarf die Regel bei cs‿ wohl noch einer Einschränkung, nämlich: Vortoniges cs wird zu s contrahirt nur, wenn auf das s noch ein Consonant folgte. Lange Consonanzen verhindern ja Palatalisirung und Umlaut auch in anderen Sprachen (z. B. r, l, h + Consonant im Althochdeutschen, und Doppelconsonanzen verhindern den u- und o-Umlaut im Angelsächsischen. Vergl. Sievers, Angels. Grammatik § 102). Folgte dagegen auf das vortonige cs ein Vocal, so schwand c auch in nebentoniger Silbe nicht spurlos. Daher haben wir zwar eissil, eissir, eissart, eissaim, aisselle, aissieu und daneben erst mit secundärer Lautschwächung essaim, essieu, essai etc.; dagegen stets escorter, escheveler, esclairer, esgarder etc. Ueber die Confundirung dieser Lautgruppe mit dem aus s impurum massenhaft entstandenen es— siehe Schuchardt, Vocalismus des Vulgärlatein. II[337—84].

So ist auch jostér aufzufassen und die endungsbetonten Formen haben dann den Ausschlag gegeben (wie bei jeter. Seite 30). Auch in extra : estre, proclitisch als Praeposition gebraucht, stand c in nebentoniger Silbe und assimilirte sich völlig der langen Consonanz. Für destre braucht man nicht ein Etymon dexter voraussetzen, sondern, so gut wie im Vulgärlatein in Analogie nach dexter ein senexter entstand, konnte auch nach sinister, senester ein dester gebildet werden.

Bei c + flexivischem s liegen die mannigfachsten Entwicklungen vor. Bei Bartsch, Chrestomathie finden sich im Glossar die Formen ami, amic, duc, dux, dus — fou, fu, foc, fog — leu, lieu, liu, lou, lex, lieux — po, pou, poi, peu, poc. pauc, pouc. Dazu noch fuf (lothringisch) und loc (illuec). Wie sind alle diese Formen zu erklären? Zwar duc könnte man als Fremdwort ansehen, pauc und amic sind provenzalisch, für pou, lou, fou will man lateinische Formen paucvum, locvum, focvum ansetzen; aber dann die übrigen, immer noch nicht gleichmässigen Formen? Am natürlichsten werden sie sich alle erklären, wenn man sie nicht für sich allein betrachtet, sondern so, wie Laute und Worte stets beurtheilt werden sollten, als Glieder des zusammenhängenden Satzes, der lebendigen Rede. Die vorliegenden Formen scheiden sich in zwei Arten: theils endigen sie mit einem u, theils mit c oder dessen Weiterentwicklung i. fou — foc etc. Das lateinische Wort ist focum. Intervocale Gutturallaute schwinden schon ganz frühe; es liegt also doch wohl nichts näher, als in dem u von fou einfach das u der Endung cu zu sehen, das mit dem vorhergehenden Vocal zu einem Diphthong verschmolz und daher nicht mehr verschwand (gerade wie deu, cui, lui); foc dagegen führt auf ein Etymon, in welchem die Endung schon früher syncopirt war, bevor der Guttural schwand. Das lateinische focum muss also im gallischen Vulgärlatein

schon doppelgestaltig gewesen sein, focum und foc. Es müssen daher irgendwelche differenzirende Momente eingewirkt haben. Wahrscheinlich sind (ähnlich wie Brachet annahm) lange Vocale später gefallen, als kurze, und so mag sich im Accusativ Pluralis die Endung ôs, vielleicht auch, unter Einfluss der Dativform auf ô, die Endung des Casus obliquus im Singular länger erhalten haben als die Endungen us und i im Nominativ Singularis und Pluralis.

So mögen dann bei gegenseitiger Beeinflussung Doppelformen entstanden sein. Ausserdem aber konnten ja hier, wie überall, die ursprünglichen Formen sich verschieden entwickeln einfach unter dem Einflusse verschiedener Accentuirung und verschiedener Gruppirung im Satze (vergl. oben Seite 33). Die kürzeren Doubletten ergaben dann im Nominativ lois*, pois, amis und im Accusativ in der Pausastellung loc, poc, joc, amic, vor Consonanten aber poi, ami etc.

Anm. Vom auslautenden c nämlich lässt sich durchaus nicht sicher behaupten, dass es ausfiel oder zu i wurde. Im vorliegenden Französisch zwar ist es meist geschwundon, aber das musste im Satzzusammenhange unter Einfluss des folgenden Anlautes geschehen (c schwand ja sowohl vor Consonanten als vor Vocalen). Geblieben ist c noch in avoec, poruec, illuec und gerade dieses muss die in Pausastellung entwickelte Form sein; proclitisch entspricht ço, o.

Die längere Doublette dagegen ergab: fous — fou, pous — pou, jous — jou weiter entwickelt zu feus — feu etc. amius — amiu* schwand früh zu Gunsten von amis — ami, vielleicht, weil dieses mehr dem Femininum entsprach (amis : amie = bons : bone).

Eine andere Erklärung wird Herr Prof. Neumann nächstens veröffentlichen und mit seiner, meines Lehrers freundlichen Erlaubniss will ich dieselbe hier andeuten. Auszugehen ist von dem Casus obliquus focu, jocu etc.

Dieser differenzirte sich je nach dem folgenden Anlaute: vor Vocalen entstand focv, jocv etc., vor Consonanten dagegen foc, joc. Hier nun muss man Verallgemeinerung und Weiterentwicklung in der Pausastellung annehmen. focv, jocv : fou, jou etc. foc, joc etc. blieben unverändert. Gegen diese Erklärung lässt sich durchaus nichts Stichhaltiges einwenden. Uebrigens schliesst sie die meinige nicht aus. Verschiedene Wege können hier, wie häufig, zu demselben Resultate geführt haben. Dass die nicht hochtonigen Vocale im gallischen Vulgärlatein nicht alle zugleich ausfielen, und dass verschiedene Accentuirung und Gruppirung verschiedene Entwicklung hervorrufen mussten, steht fest. Ebenso sicher aber ist, dass man bei gewissenhafter Sprachforschung genau beachten muss, wie sich der Einfluss des folgenden Anlautes auf die Entwicklung des Auslautes äussern musste.

Ein mir noch völlig unklarer Vorgang ist die Vertretung von ursprünglichem cs durch sc und dessen Weiterentwicklung sch in lacher, tache, meche. sc erscheint hier gemeinromanisch, muss also schon im Vulgärlatein seine Ursache haben.

C. Muta + Sonorlaut,

In der Verbindung Muta + Sonorlaut ist natürlich der Sonorlaut geblieben, wie wir es bei allen letzten Componenten consonantischer Diphthonge gesehen haben, und wie es besonders für die Sonorlaute bei ihrer natürlichen Schallfülle zu erwarten war. — Die Muten dagegen zeigen doppelte Entwicklung; theils sind sie gefallen, wie sonst als erste Componenten von Diphthongen, theils sind sie geblieben und zwar dann weiter verändert, gerade wie intervocal.

Z. B. super : sor wie aptum : ate, aber opera : oeuvre wie ripa : rive. Dieses doppelte Verhalten der Muten muss zusammenhängen mit der Natur der Sonorlaute,

die eben bald Consonanten, bald Sonanten sein konnten. Nach welchen Regeln sich die Entwicklung richtete, ist nicht zu sagen. Innere Gründe für Doppelentwicklung sind in den Worten selbst nicht zu finden. Es ist daher wahrscheinlich, dass auch hier wieder die Stellung im Satztacte und die davon abhängende Accentstärke das differenzirende Moment bildeten.

Es ist noch in neuester Zeit gesagt worden, die Analogie scheine zu oft der deus ex machina der Philologen zu sein. (Armitage. Sermons du XIIe siècle, Seite XXI). Ich fürchte, dass mein fortwährendes Operiren mit Sprachtacten eine ähnliche, oder noch ungünstigere Beurtheilung finden wird, besonders da in der Romanistik mein Verfahren noch keine Autorität für sich hat. Indessen eine Anschauung, die sich aus der Beobachtung unserer eigenen lebenden Sprache von selbst ergiebt, die auf anderen Gebieten der Sprachwissenschaft auf vorher dunkle Probleme klares Licht geworfen hat (vergl. Paul's Untersuchungen über die nhd. Vocaldehnung) und die auch von Romanisten schon hie und da bei besonders eclatanten Fällen geltend gemacht worden ist, darf man getrost als richtig ansehen und überall da in's Feld führen, wo man daraus eine Reihe sonst unvereinbarer Erscheinungen ungezwungen erklären kann. Man darf nicht ein Wort als unvariirbar, als eine todte Masse von Buchstaben behandeln, sondern man muss eben die Dinge nehmen, wie sie sind, und alle möglichen Beeinflussungen mit in Rechnung ziehen. In unserem Falle (bei den Sonorlauten) lag eine Differenzirung durch verschiedene Accentstärke von vorne herein nahe wegen der eigenthümlichen Doppelnatur dieser Laute. Sie bestehen ja aus einem consonantischen Geräusche + einem Stimmton, der je nach der Articulationsart des consonantischen Geräusches verschiedenes timbre hat. Nach dem Bedürfnisse des Sprachtactes können daher die

sonoren Dauerlaute länger oder kürzer angehalten werden, und es kann der Stimmton oder das consonantische Geräusch überwiegen, d. h. die Laute können bald als Consonanten einer Silbe fungiren, bald als Sonanten eine eigene Silbe bilden. Für das Französische ist es dabei gleichgültig, ob die Gruppe Muta + Sonorlaut schon lateinisch zusammenstand, oder ob sie erst secundär, nach Vocalausfall sich ergab. Ein vorhandener Vocal fiel in tieftoniger Silbe, in nebentoniger entwickelte sich ein solcher aus dem Sonorlaute selbst. (Vergl. crier, vrille gegenüber canif, barater; und massenhafte Beispiele bei Schuchardt, Vocalismus II[339 ff.] und Nachträge).

Anm. In vielen Fällen ist ja übrigens der Vocal im „classischen Latein" selbst nicht ursprünglich, sondern erst secundär aus dem Sonorlaut entwickelte Svarabhakti, so z. B. bei dem Suffix cl, tl (vergl. Osthoff, Forschungen auf dem Gebiete der idgrm. nominal. Stammbildung).

Dem entsprechend entwickelten sich dann auch die vor den Sonorlauten stehenden Muten verschieden. Vergleichen wir z. B. sor gegenüber soverain. — Super als unbetonte Praeposition lehnte sich proclitisch an das folgende Nomen an und bildete mit demselben einen steigenden Satztact, oder es war, nach Sweet, der Auftact für den folgenden fallenden Tact. Jedenfalls war die erste Silbe des Wortes im Nebentone, die zweite aber tieftonig; der Sonant der letzteren fiel daher aus und es entstand ein supr. Dieses ist zwar der Theorie nach immer noch zweisilbig, da ja die Exspiration unterbrochen ist; aber das r bildete doch nur eine „Nebensilbe" (vergl. Sievers, Seite 158); das ganze Wort supr füllte nur die Mora einer einzigen Silbe aus. So war pr ganz nahe zusammengedrängt, besonders vor Vocalen floss die Nebensilbe r direct mit dem folgenden Anlaute als Consonant zusammen, und p schwand, wie immer vor Consonanten. Z. B. sŭper ŭnum mŏntem — sŏprŭn mónt — sor un mont.

Dagegen das Substantivum superanum bildete meist einen Sprachtact für sich allein, und bei der Bedeutung des Wortes ist es begreiflich, dass dieser Sprachtact häufig hochtonig, daher alle seine Silben verhältnissmässig intensiv waren; daher fiel in superanum — sùperán die mittlere Silbe nicht ganz aus, und p wurde intervocal zu v, soverain. Dieses soverain konnte dann unter anderen Betonungsverhältnissen, z. B. in cè soveraín, auch gekürzt werden zu sovrain. Diese Form muss entweder entstanden oder verallgemeinert worden sein, als v vor r nicht mehr fiel, oder es ist das v erhalten worden unter Einfluss von soverain.

Beide Satzdoubletten, sowohl die kürzere, dem sor entsprechende, als auch die längere, gleich soverain, sind überliefert von dem Futurum des Verbums habere. Nebentonig, z. B. als Hilfszeitwort oder nach hochtonigem Pronomen (tú abràbs, vedút abràbs) entstand aras, auras (ur aus r mit labialer Affection). Im Hochtone dagegen (tu àberábs) entwickelte sich tu averas (avras), das dann erst wieder secundär zu avras gekürzt wurde.

Characteristisch und für unsere Auffassung beweisend sind auch die Vocalverhältnisse der Stammsilben. In den längeren Doubletten, in denen der Sonorlaut sonant, also mehr stimmhaft war, stand die Muta intervocal, der vorhergehende Vocal war libre und hochtonig, daher wurde er lang und diphthongirt, uevre, peive, pedre etc., dagegen in der kürzeren Doublette war die Stammsilbe in Position, und der Vocal blieb kurz; tabula, tabla, talle, taule. Man sieht, Vocalismus und Consonantismus erklären sich bei unserer Auffassung von selbst.

Dass das re, le am Ende der Wörter, sowie das er, el in soverain, averai, sevelir in Wirklichkeit nur verschiedene Schreibungen für ziemlich denselbea Laut, etwa r, l waren, wird wahrscheinlich dadurch, dass er,

re und el, le promiscue geschrieben werden; z. B. guernouille, ervenir neben grenouille, revenir und besonders im Provenzalischen bei den Verben der zweiten Classe (nach Bartsch) senher, penher etc. neben metre, ardre, ferner provenzalisch discipol, pobol, apostol neben disciple, poble, apostle.

Aus der Existenz oder dem Fehlen eines solchen re, le, er, el (in Wirklichkeit also r̥, l̥) kann man übrigens gar nicht ersehen, ob ein Wort als längere oder kürzere Doublette entwickelt ist; denn jedes r̥, l̥ konnte secundär zu r, l werden und aus jedem r, l konnte sich secundär r̥, l̥ entwickeln, ohne Rücksicht auf die Consonanzen, lediglich wieder nach dem Bedürfnisse des Sprachtactes. Schon altfranzösisch findet sich mare neben mar, poisse neben pois (beide können nach meiner Ueberzeugung sowohl von postea als postius kommen), provenzalisch mair neben maire, paer neben paire, dir neben dire. Im späteren Französisch haben sich ja dann von allen jenen ursprünglich zweisilbigen Formen die einsilbigen Doubletten verallgemeinert. père, mère, tôle, épaule etc. Das ist eben nur das fortgesetzte Wirken desselben Syncopirungsgesetzes, das schon frühe im Vulgärlatein begann und dem dann auch diese, im Altfranzösischen noch erhaltenen e, r̥, l̥, m̥ und n̥ anheimfielen.

Andererseits entwickeln sich noch im Neufranzösischen aus einfachen Sonorlauten nebentonige Silben. So findet sich in Sébillot's Volksliedern. Haute Bretagne. häufig joure (wohl gleich jour, jouer), zweisilbig neben jour, und Wörter wie père, mère sind auch im Hochtone viel länger als im Nebentone (vergl. unten bei den silbenschliessenden Sonorlauten).

Nach dieser, für die Darlegung meiner Anschauung nöthigen Excursion kann ich die einzelnen Gruppen kürzer behandeln.

Im Wortanlaute ist Muta + Liquida erhalten; bei Muta + Nasal ist die Muta geschwunden. Daneben aber finden sich für beide Verbindungen (bei Liquida und Nasal) Beispiele mit Vocal zwischen Muta und Sonorlaut. Derselbe ist eben theils direct aus dem Lateinischen erhalten, theils secundär aus dem sonanten l, m, n, r entwickelt. Beispiele vergl. bei Diez, Einleitung zum Wörterbuch XVIII und Diez, Grammatik I[303]. Ein paar Wörter zeigen im Anlaut Medien statt der Tenuis des Etymon; das sind natürlich erstarrte und verallgemeinerte Formen, wie sie ursprünglich nur nach vocalischem Auslaut entstanden.

loclas — loglas — unglas — glas.

(Siehe mehr Beispiele in der Revue critique, 1. Januar 1884, Seite 11).

Im In- und Auslaute ergab

Guttural + l consonans (also die kürzere Satzdoublette) ein ĺ, welches vor flexivischem s früh seine Palatalisirung aufgab. So entwickelt erscheinen bei weitem die meisten Wörter im Altfranzösischen. oeil, soleil, veillier, coaillier, peril.

Die Wörter mit erhaltenem Guttural wie aveugle, siècle, miracle etc. sind Lehnwörter; denn erbwörtlich schwand ja der Guttural sowohl vor Sonanten als vor Consonanten und so musste auch in der Satzdoublette Guttural + l sonans der K-Laut früh fallen. l war hier nebentonig, ein dunkler Stimmton entstand entweder neu oder erhielt sich direct aus dem Lateinischen bis zum Schwinden der intervocalen Gutturallaute (ebenso wie bei fócùm : fou).

Aus régùla wurde reule — riule;
grácùla : graule; abócùlum : aveule;
saécùla : seule : siule; tégùla : teule.

Es ist also bei unserer Auffassung gar nicht nöthig,

ein saecvulum etc. anzusetzen, ebenso wenig aber ist saeclum möglich, wie es Ulbrich in Zs. f. Ph. IV. zu Grunde legt.

Guttural + r consonans ergab r̀, das aber schon frühe sein l-Element wieder an die umgebenden Vocale abgab.

alair, neyr, entir, sairement, lairme, flairier, traire, dire etc.

Guttural + r sonans liegt vor in larme (neben altem lairme); der Stimmton des r war weniger dunkler als der des l. Es verband sich daher mit a, ohne dessen Qualität zu modificiren larme : larme.

Guttural + m consonans kommt selten vor, weil schon lateinisch vereinfacht: und zwar scheint das dunkelfarbige m der Palatalisirung von Anfang an widerstanden zu haben. latein. jumentum, examen; französisch piment; mener.

Guttural + m sonans liegt vor in saume, fleume, piument (neben piment) aus sagma : saguma : saume etc.

Der Stimmton des m war natürlich dunkel, u-farbig; daher die Entwicklung ganz wie bei l. Dass man völlig berechtigt ist, ein ságma, ságùma anzusetzen, beweist die ganz analoge, unter gleichen Bedingungen entstandene Form drachuma (bei Schuchardt belegt) aus drachma.

Guttural + n consonans ergab durchaus (im In- und Auslaute) palatales n̂, das nur vor Consonanten seine Palatalisirung früh aufgab, wie überhaupt alle ursprünglich palatalisirten Consonanten. daignier, signe, enseigne, regne, regner, ignorer, agne, agneau, lign, ligne, —magne, poin (aus pon̂) benigne (benigna) maligne, auch wohl benin aus benin̂-s, malin aus malin̂-s, deintiet, vingt.

Guttural + n sonans dagegen konnte kein palatalisirtes n hinterlassen, sondern reinen dentalnasal (ähnlich wie oben bei r). Diese Entwicklung liegt vor in conoistre, reu, rene, rener (nicht -ier), linage, dinetet, ferner sicher in den Zahlwörtern triginta, quadraginta etc. quadraginta : quadragnta, quarante.

Das Adjectiv masculin. benin, malin kann auf die oben erwähnte Art aus benin-s entstanden, und daraus ein neues Feminin benine, maline gebildet sein.

Anm. Die Wörter imagene, image, page sind auf keine Weise erbwörtlich möglich; sie sind Fremdwörter, ebenso wie angele, virgene, aneme.

Dental + Liquida. Schon frühe im Vulgärlatein kommt sporadisch die Schreibung cr, cl für tr, tl vor. Die Erklärung dieses Factums gehört in die lateinische Grammatik. Vergl. Schuchardt, Vocalismus I (siehe auch Joret, Romania V[490] amiquié, pikié etc.; Rolland, Romania V[189] dioriu = glorieux, auch noch Schuchardt III[317] und Sievers, Grundzüge der Phonetik). Eine Erklärung des lautlichen Vorgangs bei Schuchardt, Sievers und Osthoff, Forschungen auf dem Gebiete etc. Mittelstufe von t:c wird wohl ein palataler Verschlusslaut mit lateraler Explosion gewesen sein. Unter welchen Bedingungen dieser Lautwandel eintrat, weiss ich nicht. Er war wohl nur bei ganz enger Verbindung tl, tr möglich und beruht vielleicht auf früherer Differenzirung durch den Sprachtact. Einsilbiges pater (bei Schuchardt belegt) ist vielleicht directe Quelle des provenz. paire. (cr als Mittelstufe nimmt Chabaneau an, Nyrop und Suchier dagegen thr).

cr, cl liegt zu Grunde bei craindre, crieme, vieil, roiller, atramentum : airement. situla, sitla — italienisch sechia — franz. seille.

Sonst hat sich tr, tl erhalten und dies hat sich dann

(wenn wir cr, cl als erste satzphonetische Differenzirung ansehen wollen) im späteren Vulgärlatein wieder gespalten, und zwar hat sich bei r im Französischen die längere Doublette (mit dr und Stammvocal ausser Position) verallgemeinert; also pater ist entwickelt, wie es z. B. betont war in der Formel: tuus pátèr vénit, tos pádr vient. pádr : pedr, pedre. Dass man hier r durch re ausdrückte, kommt wohl daher, dass in allen Casusformen ausser dem Nominativ pater der Vocal ursprünglich hinter dem r stand und dass eben deshalb auch in dem r sonans der Stimmton sich gerade am Ende am meisten abhob. pedre, emperedre, creidre, toneire.

Bei Dental + l dagegen ist die kürzere Doublette mit l consonans französisch weiterentwickelt.

spatula — spatla — espale — espaule
metula — metle — mele — meule.

Das u hat sich also hier aus langem, silbenschliessendem l gebildet (vergl. das folgende Capitel). Es kann nicht spatula, metula direct zu Grunde liegen und daraus durch „Umspringen“ oder „Attraction“ ein spautle, meutle entstanden sein. Ein solcher Vorgang ist an sich lautlich unmöglich. Im vorliegenden Falle hätte ja ausserdem bei einem spatula oder auch nur spatle das a in offener Silbe gestanden und zu e werden müssen (vergl. pedre aus padr).

Anm. Mit Unrecht glaubt Faulde („über Gemination im Altfranzösischen“) die Entwicklung von espalle (= espale): espaule sei unregelmässig, da rotler und belle kein u entwickelt hätten. Der Stimmton des l war dunkel, dem o in rotler ziemlich homorgan, daher fixirte er sich nicht, sondern verband sich mit o, ohne dessen Qualität zu modifizieren. Für belle ist frühes bele anzusetzen nach Analogie von bells: bels — bel.

Dental + Nasal. Eine seltene Grupe, zu m consonans contrahirt in dimanche, das ich nach Diez von dia dominica, diemanche ableite; flamme, semaine.

rênes aus retinae ist im Altfranzösischen geschrieben resgnes. Darin kann zunächst das s durchaus nicht lautlich entstanden sein. Vielleicht ist es blosse Schreibung für renes, oder renes (mit palatalem n in Anlehnung an regnier). Indessen ist auf spätere Schreibungen gn auch nicht viel zu geben. g wurde vor n als stummes Zeichen etymologisch und dann auch unetymologisch von Schreibern eingefügt. So sind wohl auch die Formen ignel, maignie aufzufassen für isnel, maisnie, gesprochen inel, menie Da sonst *in* und *ign* gleichwerthig waren, so schrieb man statt *in*-el, ma-*in*-ie ein *ign*-el, ma-*ign*-ie.

Bei Labial + Sonorlaut liegen die Verhältnisse, wie zu erwarten, folgendermassen:

Labial + Sonor consonans wurde frühe durch reciproke Assimilation vereinfacht. Das Resultat war Sonorlaut mit labialer Affection, der dann ein u vor sich erzeugte (wie Palatalisirung und i bei den Gutturalen), nur n widerstand der Labialisirung (wie m der Palatalisirung). —

Labial + Sonor sonans. Intervocal schwand bekanntlich ein Labial nur vor dunklen Lauten (vergl. Neumann in Literaturblatt, Dec. 1882), sonst blieb er als v erhalten. — Da nun von den Sonorlauten m und l einen dunklen, u-farbigen Stimmton hatten, (= ul, um), so schwand auch vor l, m ein Labial, wie vor l, m und das schliessliche Resultat ist also bei beiden Satzdoubletten dasselbe: Vocal $\frac{ul}{um}$. Vor dem helleren Stimmton des r, n sonans dagegen blieb der Labial als v erhalten. Beispiele:

Labial + m schon latein. assimilirt, daher französisch wenig vertreten. supmus : summus. somondre, somettre.

Labial + n juvenem, jovne, jone und mit Labial + n juvenem, jovene, juevn, juefne; aus jone und juefne

dann die Contaminationsform juene. Oder es kann auch (wie oben bei tiede) der Zwischenvocal in jovene eben nur so lange erhalten sein, bis der Stammvocal sich gelängt hatte, dann aber fn : n contrahirt sein, so dass also juene direct auf juevne zurückgeht. Ebenso bei Estienne und (für pr) bei paupière.

Die Form Estevre ist nicht lautlich entstanden, sondern durch Vertauschung des seltenen Suffixes ne mit dem gewohnteren re; so auch ordre.

Labial + l. Hier ist, wie erwähnt, das Resultat beider Satzdoubletten dasselbe — ul, und es ist schwer zu entscheiden, hat sich z. B. tabula, tabla, tale — taule entwickelt, oder tabula, tavule, tavule — taule. Indessen im letzteren Falle hätte sich avu doch wohl zu aw : ou gewandelt, wie in clavum : clou, sei es nun, dass man clou direct aus clávù, claw, oder aus clavo + Vocal : claw herleitet. Für taula möchte ich daher lieber die Entwicklung tabla, tale, taule annehmen, ebenso für paraule — parole, meule, estaulir, amaule etc. und das halb fremdwörtliche diaule.

In sevelir = sevlir ist nach Analogie der stammbetonten Formen immer wieder ein heller Stimmton hergestellt, und deshalb der Labial als v erhalten.

Anm. Alle französischen Wörter mit pl, bl im Inlaut müssen, so häufig sie auch sind, als Fremdwörter, oder fremdwörtliche Neubildungen angesehen werden. Besonders drang das fremdwörtliche Suffix — able durchweg ein.

Deutlicher ist die Differenzirung wieder bei Labial + r, und gerade hier sind, wie wir oben gesehen haben, die Beispiele auch schon ihrer Bedeutung wegen bezeichnend und für unsere Anschauung sprechend.

Die kürzere Satzdoublette mit r consonans liegt vor in dem als Praeposition meist nebentonigen und daher in dieser Entwicklung verallgemeinerten super : sor, sourcil, in den Futurformen aurai, saurai, escriurai, dem Infinitiv

escriure, in aurone, forge. escriure und escriurai sind also als lautgesetzliche Formen anzusehen, und escrire, escrirai erst durch Systemzwang entstanden, d. h. nach Formen, in denen der Stammvocal i war (escris, escrit, escrivez etc.).

Die längere Doublette, mit r sonans, repräsentiren das nur afrz. erhaltene sovre, dann soverain, sovrain (beide Formen z. B. Amis und Amiles 3084 und 3120), ferner levre, uevre, peivre, chevre, fevre etc. (Stets mit langem Wurzelvocal entwickelt).

II. Erster Component ein Sonorlaut.

Vermöge ihrer natürlichen Schallfülle haben sich die Sonorlaute an erster Stelle länger erhalten, als an derselben Stelle die Muten. In der Schrift sind sie ja zum Theil bis in's Neufranzösische geblieben; in Bezug auf ihre Aussprache aber ist schwer zu sagen, ob sie im ältesten Französisch noch dieselbe war wie im Lateinischen, oder ob sie schon eine Vorstufe bildete zu der grossen Veränderung, welche die silbenschliessenden Sonorlaute in historischer Zeit durchmachen. Zu einem möglichst richtigen Verständniss der alten Zeit ist es hier nöthig das Wesen jener späteren Veränderungen kurz zu betrachten.

Die physiologischen Vorgänge sind bei den einzelnen Sonorlauten ganz analog, soweit sie auch chronologisch von einander entfernt sind. Es wird nämlich das consonantische Geräusch im Ansatzrohr stark modifizirt oder ganz unterdrückt; der Stimmton dagegen bleibt erhalten und verbindet sich mit dem vorhergehenden Sonanten zu

einem Diphthong und zum Theil weiter zu einem einfachen langen Vocal.

Anm. Gerade hier muss man wieder im Auge behalten, dass die „Sonorlaute“ sowohl Stimmton als Geräusch haben. Die Silbe alt hat also zugleich Doppelvocal (a + den Stimmton des l) und Doppelconsonanz (den Stimmton des l + t). Die letztere wird, wie immer im Altfranzösischen, vereinfacht, indem der erste Component schwindet.

Betrachten wir die einzelnen Sonorlaute:

Das silbenschliessende r wird zwar neufranzösisch noch geschrieben, aber als wirklicher, lingualer oder uvularer, Zitterlaut fast gar nicht mehr articulirt; dagegen hat sich der, etwa a-farbige, Stimmton erhalten und ertönt selbständig zwischen dem Sonanten und dem Reste der r-Articulation, welche etwa in einem harten gutturalen Reibelaute (ɣ) besteht. Die Pariser z. B. sprechen nicht vertu, sondern etwa væagtú und zwar mo͡chærami! aber mo͡chæag! — Der Stimmton des r tritt nur nach e und i deutlich hervor, mit dunklem Sonant ist er zu langem einfachem Sonant mit zweigipfliger Betonung verschmolzen. artem — âg, aurum — ốg. Dialectisch hat sich allerdings r als wirkliche Liquida erhalten; in andern Dialecten dagegen muss dieser Lautwandel schon früher eingetreten sein. Ist vielleicht der Anfang desselben schon in den altfranzösischen Schreibungen vatú, seroge, foce, paller, Challon zu sehen? Zu beachten ist hiebei, dass in allen Fällen ein dunkelfarbiger Sonant vorausging. (vatu lothringisch, e] : a). Das lässt darauf schliessen, dass der Stimmton des r damals auch schon dunkelfarbig war; denn gerade mit dem homorganen Sonanten konnte derselbe dann leicht verschmelzen und r characterisirte sich nur noch durch sein Zittergeräusch. Dieses schwand dann an erster Stelle von consonantischen Diphthongen. Der dunkle Stimmton hängt wohl auch

mit der Verwandlung des ursprünglichen Zungenspitzen-r in ein uvulares zusammen. Im Allgemeinen aber ist r im ältesten Französisch noch consequent erhalten.

Früher begonnen und vollständiger durchgeführt ist der analoge Vorgang bei l, dessen weniger intensives Geräusch, ein gelinder Gleitlaut, eben leichter schwand. Der durch späteres Einsetzen der Zungenarticulation frei gewordene Theil des Stimmtons verband sich mit dem vorhergehenden Sonanten ALT : AulT. Nach hellem Vocal war wohl der Stimmton des l in seinem ersten Theile weniger dunkel und fixirte sich zunächst als a; daher in den meisten Dialecten bel : beal und erst bei weiterem Schwinden des Gleitlautes beau, nfrz. : bô, wie hault : haut : ô. Im ältesten Französisch wird der Stimmton des l noch nicht geschrieben, doch wirkt er schon auf den vorhergehenden Sonanten, indem z. B. das e aus a vor l nicht mit den übrigen e aus a um 1100 geschlossen wird, sondern bekanntlich stets offen bleibt. Zu beachten sind auch Formen wie Dalfinus, salvage etc. (s. Diez, Grammatik I[171] Anmerkung). Ueber die spätlateinische Aussprache des l vergl. Schuchardt, Vocalismus II[486 ff.]

Wir kommen nun zu den Nasalen, dem schwierigsten Falle, weil hier bei der noch heute erhaltenen etymologischen Schreibung nicht wie bei: bel, beals, beauls, beau die Zwischenstufen überliefert sind, sondern nur mit relativer Wahrscheinlichkeit erschlossen werden können. Im Neufranzösischen ist die eigentliche n-, m-Articulation geschwunden, der vorhergehenden Sonant ist gutturalnasal geworden, und hat auch sein timbre bedeutend verändert. Hat nun der Veränderungsprocess begonnen mit allmählicher Beschleunigung der Nasalöffnung, also mit Nasalirung des Sonanten? so dass aus ant zunächst ãnt geworden ist, und daraus erst durch allmähliche Lockerung des Dentalverschlusses ãõt? In diesem Falle aber — der

ja in anderen Sprachen eingetreten ist: oberitalienisch ũno, süddeutsch gewõnt, Krõne — wäre es völlig unerklärlich, warum nicht auch bei kurzem intervocalem Nasal Nasalirung des Sonanten durchgedrungen ist, sondern nur bei silbenschliessendem. Ich glaube vielmehr, dass die Veränderung mit n, m selbst begann, indem z. B. in ant zunächst der dentale Verschluss immer mehr verzögert wurde, so entstand $a\tilde{o}^{nt}$, $a\tilde{o}t$; und dann erst, oder doch erst von der Stufe $a\tilde{o}^{nt}$ ab allmähliche Beschleunigung der Nasalöffnung, zugleich mit reciproker Assimilation der Nasalvocale; also

$$ant \text{ — } a\tilde{o}nt \text{ — } aa\tilde{o}nt : a\tilde{o}nt \text{ — } a^{\circ}t,$$

zunächst wohl mehr mit vorderer Engenbildung (entsprechend dem früheren n-, m-Verschluss), und erst später guttural-nasal geworden, vielleicht nach Analogie von —ng, —nc, das ja von Anfang an guttural-nasal war.

Für unsere Entwicklungsreihe spricht:

1) Die völlige Analogie der Entwicklung von silbenschliessendem l und r.
2) die Beschränkung jenes Lautwandels gerade auf die silbenschliessenden (also nicht intensiven) Nasale.

   Anm. G. Paris nimmt allerdings in seiner Arbeit über o fermé zeitweilige Nasalirung auch vor den anderen Nasalen an, weil o vor Nasal im Neufranzösischeu offen ist; indessen o konnte ganz gut in dieser Weise von nachfolgendem Nasal beeinflusst werden, ohne dass es deshalb nasalirt wurde. Vergl. provenz. en : en.

   Wenn jedes n Nasalirung bewirkte, würde doch auch jedes neufranzösische in = en und en = an lauten. en lautet wie an aber nur bei ursprünglich silbenschliessendem Nasal ennuyer, femme, altfrz. jame. In diesen Wörtern ist allerdings Nasalirung als Mittelstufe anzunehmen.

3) die eigenthümliche Veränderung des timbre der einzelnen Vocale, welche sich leichter denken lässt, wenn Assimilation an einen schon selbständig tönenden,

dunkeln, nasalen Vocal angenommen wird. (aõ : a^{o}; iõ : ẽ etc. natürlicher als an : ã : ã^{o}; in : ẽ : ẽ).

4) die anglonormannische Schreibung aunt, ount, die sehr wohl eine ungefähre Transscription des auch in Frankreich gesprochenen aõnt, oõnt sein kann. Vergl. Diez, Grammatik I[449], wo unten zu beachten Palsgrave's Vorschrift, vergl. auch Ulbrich in Zs. f. r. Ph. II[546] und derselbe in Zs. f. r. Ph. III[392], wo unten auch Zeugnisse von andern Grammatikern.

Alle diese Gründe zusammengenommen scheinen mir die angegebene Entwicklungsreihe ziemlich wahrscheinlich zu machen. —

Ueber die Zeit des Lautwandels lässt sich auch wenig mit Sicherheit sagen, weil wir nicht bestimmt wissen, assonirte im Altfranzösischen ein nasaler Vocal mit dem entsprechenden oralen, oder nicht? und ist also aus dem Aufhören solcher Bindungen zu schliessen, dass nun erst der Vocal nasal wurde, oder dass der schon vorher nasale sich nun erst in seinem timbre von dem oralen zu entfernen anfing? Vergl. hierüber die Literatur bei Engelmann, über die Entstehung der Nasalvocale im Altfranzösischen. Seite 2 — 3, und ferner Schoppe, über Metrum und Assonanz der Chanson de geste Amis und Amiles. —

Bei unserer Auffassung des Lautwandels können und brauchen wir natürlich solche Bindungen nicht annehmen, aber auch im Princip kann ich nicht glauben, dass die afrz. Dichtung, bei ihrer sonst so feinen Unterscheidung von Vocalnuancen, nasalen Vocal mit oralem assonirt hätte.

So lange an : oralem a, on : oralem o assonirte, sprach man sicher an, on, und selbst das Aufhören solcher Assonanzen ist kein stricter Beweis für ã, õ; es konnte a und o, ohne nasal zu werden, dem folgenden Stimm-

ton õ sich partiell assimiliren, oder auch mit ihm zu einem Diphthong verbinden, der mit a, o nicht assonirte. Das erstere, Assimilation, ist z. B. sicher anzunehmen für int, ent, die ohne nasal zu werden, zu ant wurden. Wenn sich also das Datum des Lautwandels nicht genau fixiren lässt, so kann doch derselbe (wie Diez, Grammatik I, sehr treffend bemerkt) nur ganz allmählich vor sich gegangen sein und seine Anfänge werden (wegen int, ent : ant) schon in das älteste Französisch zurückreichen.

Anm. Dass Nasalirung auch dem „classischen" Latein nicht fremd war, hat Sweet in den Transactions der Philological Society 1882—83 gezeigt.

Wir kehren nun zu unserem Gegenstande zurück, und betrachten die einzelnen Gruppen, so wie sie im ältesten Französisch vorliegen.

A. Sonorlaut + Muta.

Die Muta ist silbenanlautend (vergl. Seite 17 ff.), daher intensiv, und als solche entwickelt.

Nasal + Muta. Die Nasale haben sich an folgende Muten in Bezug auf die Mundengenbildung assimilirt, so dass die Gruppen n^{t}_{d} (dental-nasal) $m^{f}_{b}p$ (labial-nasal) n^{c}_{g} (guttural-nasal) entstehen. Z. B.

n + Dental. mander., mantelz, menton, conter. cent, dolent; im Auslaut ist nd : nt verhärtet. quant, mont (= mundum) sovent; ent = inde verliert frühe das t, wohl ursprünglich nur vor Consonanzen z. B. in der Verbindung envoyer, dann als en verallgemeinert, weil meist proclitisch gebraucht.

Fremdwörtlich sind, schon in den ältesten Denkmälern, fecunditet, ancienetet, penitence, peneant (neben penteiat, Stengel), benedir.

m + Labial. emfes, amfern, amvidie, emblar, tum pedre etc.

Schon in ältester Zeit kommen Schreibungen vor wie: efern, evirun, dann covent, ferner im Wortauslaut ja = jam, ne = non. Hat vielleicht in unbetonter Silbe der Nasal am frühesten seine Articulation verloren? vergl. mhd. Künînc gen. Künegès. Für ja hat wahrscheinlich mitgewirkt die gerade im ältesten Französisch (vergl. Stengel's Wörterbuch) häufige und wohl schon vulgärlateinisch zur stehenden Formel gewordene Composition jam — magis = jamais, französisch getrennt in ja — mais; ebenso vielleicht non : ne aus non minus = nemoius (ital. nemmeno). Auch efern, evirun liesse sich vielleicht ähnlich erklären. Vergl. Schuchardt, Vocalismus III[346] emunitas, innormis, und für covent lat. cogere, coagulare, coire.

Bei n + Guttural entwickelt sich der Guttural ganz wie sonst die intensiven K-Laute. angoisse, encuntre: conjurer, conjaudit; blanche, franche, renges. Auslautend *nc* banc, blanc. Ueber auslautendes nc statt nt und umgekehrt, sowie über —nt statt —n siehe unten bei ns.

In loin, sowie in den Verben auf —ngo, plain, frain etc. ist ng : ń geworden; aber diese Entwicklung ist wohl nicht lautlich. loin musste aus longe vor anlautendem Vocal entstehen und konnte sich verallgemeinern besonders unter Einfluss des Comparativ longius : loins. Die Verbalformen (1. Prs. Sing.) richteten sich nach den übrigen Formen (—ngis, —ngit), in denen ńs, ńt lautlich entstand.

Schreibungen wie comte, enfes etc. kommen altfranzösisch häufig vor und haben sich ja zum Theil bis in's Neufranzösische hinein erhalten. Wieweit sie, wenigstens bei secundär zusammengetretener Nasalis + Muta die wirkliche Aussprache wiedergaben oder bloss etymologisch waren, ist unmöglich zu bestimmen. Indessen ist vollzogene Assimilation für die Aussprache und geradezu

Promiscuegebrauch für die Schreibung wohl anzunehmen, da auch etymologisch, wie phonetisch ganz sicher verkehrte Schreibungen schon vulgärlatein vorkommen; vgl. Schuchardt, Vocalism. I[117] und III[61].

Eine völlig dunkle Geschichte ist bisher die des „epenthetischen n", in Wörtern wie rendre, jongleur, lanterne etc., siehe Brachet s. v. concombre, Ulbrich in Zs. f. r. Ph. II[546], Bonnardot. Romania V[327], Scheeler. Esposé des lois etc. Es ist völlig unmöglich, anzugeben, unter welchen Bedingungen und aus welchen Gründen eigentlich dies n sich einschiebt. Ulbrichs a. a. O. gemachter Versuch löst leider die Schwierigkeiten nicht, weil er ja bei weitem nicht alle Fälle erklärt. Andererseits aber kann man unmöglich das willkürliche Einschalten oder Fortlassen eines Nasals zugeben, ohne auf ernste Sprachforschung überhaupt zu verzichten. Ich glaube, man hat diese ganze Epenthese eines n als rein lautlichen Vorgang aus der afrz. Grammatik zu streichen, und jedes der betreffenden Worte für sich allein zu erklären. — Alle diejenigen Wörter zunächst, die im Neufranzösischen wieder keinen Nasal haben, werden auch altfranzösisch wohl niemals mit Nasal gesprochen worden sein; und das n ist entweder reiner Schreibfehler, oder Analogieschreibung nach andern Wörtern, in denen n etymologisch zuweilen geschrieben wurde, aber längst stumm war; so besonders in der Lautgruppe ns. Nach instrument (spr. istr—) schrieb man inspieth, enxamen censer.

Die Wörter, welche neufranzösisch Nasal haben, müssen denselben entweder durch irgend eine, uns jetzt versteckte, Analogie oder durch Volksetymologie, der wir noch schwerer nachspüren können, erhalten haben: so reddere : rendere vielleicht nach dem Gegentheil prendere, und zwar schon vulgärlatein, weil gemeinromanisch; in concombre, convoiter konnte co— als Praefix aufgefasst

und mit dem gewohnteren con— vertauscht werden. peintre und peinture sind natürlich nach pingere — peindre neugebildet. engros, nach Diez von aegrotus, wird wohl entstanden sein wie engrant (vergl. Scheeler's Anhang zu Diez's Wörterbuch) oder vielleicht aus aegrotus unter Anlehnung an engrant.

Mit anderen Wörtern allerdings, wie lanterne (schon latein.) und jongleur, weiss ich noch gar nichts anzufangen.

r + Muta und l + Muta ebenfalls erhalten. serpent, verbe, barbe, servir, porter, ardoir; auslautend, verschärft: serf, tart. pulcelle früh: pucelle wohl wegen des dunkeln Sonanten (vergl. Einleitung über r, Seite 52) und dazu in unbetonter Silbe.

Förster leitet verve von verba ab. Das ist begrifflich und lautlich sehr gut möglich und verve wäre als lautgesetzliche Form neben ebenfalls lautgesetzlichem verbe anzuerkennen, selbst wenn es mit dieser Entwicklung zu v allein stände. Man hat auch hier unter Einfluss des Hochtones Entwicklung eines r anzunehmen: verba. Dann war b — intervocal und wurde regelrecht v. So turbare : trver : trover; merbeille : merveille; morbum : morve.

Anm. Desver, derver. — Nachdem Groeber für desver die glückliche Etymologie dissaevare aufgestellt hat, ist doch die Schwierigkeit für derver noch nicht gehoben. Warum sollte aus desver ein derver werden? Wenn überhaupt beide Wörter zusammengehören, so wäre doch immer von derver auszugehen, dieses konnte eher desver werden; denn das Praefix der— war ungewohnt, des— aber gebräuchlich. Daher konnte durch Praefixvertauschung wohl derver : desver werden, aber nicht umgekehrt. Ich glaube aber überhaupt nicht an die Identität beider Wörter. — Derver hat man abgeleitet von deruare, derogare, deexviare, die alle ihr Für und Wider haben. Rein lautlich würde derver direct auf deripare weisen; könnte dieses vielleicht durch die Mittelstufen „vom Ufer, vom bekannten Wege abkommen, unsicher werden" zu der Bedeutung von derver gelangen?

B. Sonorlaut + Zischlaut,

Vor s ist n schon vulgärlateinisch gafallen. Im Französischen ist der vorhergehende Vocal als lang und ausser Position entwickelt. (Vergl. Schuchardt, Vocalismus I[112]), meis, tres, mostier, mestier, peser.

Dass n noch lange im Französischen vor s lautlich schwand, zeigen Costentinoble, mostier; vergl. Flaschel, Ueber die gelehrten Wörter in der Chanson de Roland.

Erhalten, oder vielleicht nach Formen ohne s wieder hergestellt. ist n in sens, sowie vor dem flexivischen s. fins, crins; ebenso in Compositis mit in, con: consirer, conserver, conseil (neben lautlichem cosel) ensemble, ensener; ferner in Fremdwörtern wie penser und mit erhaltenem Zwischenvocal monastere, ministere. (Zu beachten ist bei penser, ministere auch der Bedeutungsunterschied der Erb- und Fremdwörter).

Das Suffix ensem ergab lautlich —eis, aber nach Palatalen —is. Franceis ist daher Analogiebildung nach anderen Völkernamen (Arteis, Engleis).

Anm. Interessant ist der völlige Parallelismus in der Entwicklung von a und e̯ in offener Silbe nach Palatalen. a in offener Silbe wird ja sonst zu ā, áe, ée — ē; und e̯ wird ē, éi. Nach Palatalen aber wird der erste Theil der Diphthonge selbst palatal: statt ée erscheint íe (chier), und aus ei wird ii — ī (merci).

Das französische ns hat sich, ausser im Picardischen, zu nz (= nts) entwickelt auf die in der Einleitung, Seite 8, besprochene Weise. Die Entwicklung dieses t ist zugleich ein Beweis dafür, dass die N-Articulation (der T-Verschluss) noch nicht aufgehoben war.

Anm. Die von Diez I[452] besprochenen Formen romant tirant etc. sind natürlich Neubildungen nach den Nominativen romanz, tiranz etc. In romanz (= romants) wurde eben nur s als Nominativzeichen gefühlt, und romant für den Stamm gehalten. Ebenso geschah es in den Wörtern auf lc—s, gerfalcs, gerfals, gerfalz — gerfalt.

Bei ms haben wir wieder satzphonetische Doppelformen zu constatiren. In der kürzeren Doublette hat sich ms : ns assimilirt, fains, avons, voulons etc.; in der längeren hat sich bei circumflectirender Betonung ms oder mes erhalten. avoms, avommes, sommes, fumes etc. Bei sommes, fumes erklärt sich die Verallgemeinerung gerade der längeren Form aus der Kürze dieser Wörter. Einsilbige Wörter werden ja, besonders am Ende des Satzes, gerne circumflectirend betont (vergl. Sievers, Phonetik, Seite 167 und 168). Ganz ebenso fasse ich auch estes auf gegenüber avez, amez etc.

Bei comes tabulae : connétable ist doch unzweifelhaft die Entwicklung diese: comestable, comstable, constable, conestable, d. h. zunächst ist, vielleicht unter Einfluss des als Titel häufig proclitisch gebrauchten Simplex cons, conte, die kürzere Form verbreitet und Assimilation von ms : ns erfolgt. Daraus hat sich dann durch secundäre Dehnung ein *ns*, *nes* entwickelt. (Wieder ein characteristisches Zeichen für den mächtigen Einfluss des altfranzösischen Accentes.)

rs ist sporadisch schon im Lateinischen contrahiert. Beruht das auf dialectischer Verschiedenheit, oder begann gerade vor s überhaupt das Schwinden des silbenschliessenden r? Dabei ist im Lateinischen entweder der vorhergehende Sonant, oder das s lang geworden. susum, dossum.

C. Sonorlaut + Sonorlaut.

Wir betreten hier ein äusserst schwieriges und leider unfruchtbares Gebiet. Bei Diez, Grammatik I[203–226], wo alle vorkommenden Entwicklungen mit Beispielen belegt sind, findet man ein wahres Labyrinth von Formen. Davon lassen sich nur wenige als dialectische Differenzen erklären (so picardisch mr gegenüber sonstigem mbr).

Auch der vulgärlateinische Consonantismus (vergl

Schuchardt, Vocalismus nach Index) ist aus sich selbst heraus nicht in bestimmte Gesetze zu bringen. Manches wird in alte Zeit zurückreichen und von der histor.-lat. Grammatik noch zu erklären sein. — Indessen finden wir im Französischen auch Doppelformen aus einem und demselben Etymon entwickelt (condanner — dommage, menrai — merrai, sire — sendre). Diese weisen mit Bestimmtheit auf Differenzirung durch äussere Gründe hin. Wir werden anzunehmen haben, je weniger die betreffenden Silben betont sind, und je mehrsilbig die Satztacte, in welche sie fallen, um so eher werden sie durch Assimilation mit einander verschmelzen; je kürzer der Satztact, je stärker der Accent und die Schallfülle, um so mehr werden die einzelnen Componenten sich selbständig erhalten. Bisweilen nun liegen 3, ja mehr solcher Stufen vor. So für die Lautgruppe *nr*.

1) völlige Assimilation. — dorrai, merrai, sire.
2) partielle Assimilation (vergl. Einleitung, Seite 8), mit Unrecht häufig „euphonische Zwischenlaute“ genannt. — sendre, tendre, moindre.
3) völliges Intactbleiben von n und r. — denrée (aus denrée), donrai, menrai.

Für *nl* liegt vor:

1) die schon lateinische Assimilirung: ll. unulus : ullus (s. Diez), französisch in illum : el.

Anm. Für aller hatte bis dahin fast jeder Romanist seine eigene Etymologie. Lautlich würde wohl am besten stimmen adnare : aner, und dann mit einer —ul— oder —ill-Ableitung anler : aller. Indessen Thurneysen in seinem mehrfach erwähnten „Keltoromanisches“ hat wohl die Frage endgiltig entschieden und keltischen Ursprung der ganzen romanischen Gruppe nachgewiesen.

2) ngl in epingle. Das g kann hier gewiss erst entstanden sein, als *in* schon gutturalnasal war, oder

wenigstens n seinen dentalen Verschluss verloren hatte.

mr hat sich lautlich zu *mbr* entwickelt, camera — chambre (nur picardisch camre); ebenso

ml : *mbl.* humilem : humble.

Anm. Die Formen mit ***ndr*** (= mr) nämlich Infinitive wie craindre, geindre etc. sind erst durch Systemzwang entstanden, d. h. nach Formen auf —mis, —mit : ns, nt.

Schreibungen (bes. in picard. hss) wie canbre, senble, menbrer etc. deuten wohl nicht auf wirklichen Dentalnasal, sondern eher auf gutturalnasalen Sonant; also nicht Dissimilirung von mb : nb, sondern Promiscueschreibung für a^{o}.

nm tritt zusammen in anima, animalia. Davon aume, aumaille, wohl = ãome, ãomaille (wie anglonorm. aunt für ãont), sodann alme, das ich nur erklären kann als falsch latinisirt aus aume (wie salme aus saume, Colstentinople etc.) und schliesslich anme : ame : ame, mit späterer Kürzung der Consonanz und Längung des Sonanten (vergl. Faulde, über Gemination im Altfranzösischen).

aneme ist natürlich fremdwörtlich unter Einfluss des kirchlichen anima, anema entstanden.

mn erscheint als m und als n.

In welcher Weise regelt sich dieser Wechsel?

Zunächst sind für die Beurtheilung diejenigen Fälle auszuschliessen, in denen n im Auslaut oder vor flexivischem s steht; denn da kann es sowohl n als m vertreten. rem : rien, bene — bien; über ja siehe Seite 57. avons, voulons etc. (Vergl. Seite 61). Diez giebt nun an, dass ursprüngliches mn : n wurde, dagegen secundäres, durch Vocalsyncope entstandenes zu m oder n.

Wenn auch diese Regel nicht strenge aufrecht zu halten ist (vergl. dagegen die Beispiele bei Diez selbst), so

glaube ich doch, dass Diez im Princip Recht hat. Nur muss man nicht von der class. lat Schreibung ausgehen; diese kommt auch hier (wie bei Muta + Sonorlaut, vergl. Seite 42) für die erbwörtliche Entwicklung im Romanischen gar nicht in Betracht. Im Vulgärlatein müssen sich je nach dem Sprachtacte Doppelformen entwickelt haben mit mn und mit mn. Die erste Gruppe mag sich, entsprechend der sonstigen regressiven Assimilation, schon früh, gemeinromanisch, zu n entwickelt haben. Die Gruppe mn dagegen erhielt sich noch lange, in der Schrift und vielleicht auch in der Aussprache bei in's afrz. hinein. Bei der schliesslichen Assimilation siegte dann derjenige Nasal, welcher dem Haupttone zunächst stand, weil dieser bei dem mächtigen Einflusse des afrz. Accentes inzwischen dem Gehör und der Articulation nach intensiver geworden war.

Diese Hypothese hat lautphysiologisch alle Wahrscheinlichkeit für sich; aus dem vorliegenden Material lässt sie sich zwar nicht mit zwingender Nothwendigkeit beweisen, aber doch wahrscheinlich machen, und jedenfalls ist auf andere Weise das Schwanken zwischen m und n gar nicht zu erklären.

Für afrz. dame (mascul. und feminin) haben wir also natürlich nicht die vulgärlateinische (vergl. Schuchardt) und für italien. donno, donna zu Grunde liegende Form donnum, do*nn*am anzusetzen (diese konnte garnicht da*m*e ergeben) sondern domnum, domnam. daraus mit m: dó*mn* domne, dóme, dame (über a siehe unten) dagegen mit *n* donoi - dónnico. So auch provenzalisch: dómpua, dóm.

aber domn Barrál (ein Satztact)
demn Barrál
dmn Barrál
mn Barrál
n Barral

nur geschrieben En Barrel. vergl. Naimery — n Aimeri ebenso na aus domna vor Namen.

Ebenso muss für condaner nicht damnare sondern damnare zu Grunde liegen, wegen der verwandten Form damage nfrz. dommage. Das verbum flectirte demnach ursprünglich dám, dámes, dámet, danóns, danéz, dáment; und das Substandiv damnum : dam; hievon als französische Ableitung damage, dommage. Das Verb hat sich dann zu Gunsten des n ausgeglichen.

Anm. Auffällig ist ferner der bekannte Wechsel von o und a in conte — cante, domne — dame, damne (dameldieu etc.) dangier, damoisiel, dancel, damoiselle, onques, onc — anc, hanc, langouste. Man hat hiefür die Zwischenstufe o, o^a angenommen (vergl. Lücking, Die ältesten frz. Mundarten, und Neumann, Zs. f. r. Ph. II[159]). Das ist jedoch nicht wahrscheinlich, da ja sonst vor Nasalposition gerade o in o überging. Ich glaube vielmehr, die Entwicklung gehört lautgesetzlich nur der nebentonigen Silbe an. Die betreffende Silbe ist ja in den oben angeführten mehrsilbigen Wörtern stets nebentonig; die einsilbigen aber standen gewiss häufig im Nebentone: onques, onc als unbetonte Partikel, dame, cante als Titel vor Namen (wie provenzal. En—). Die nebentonigen Vocale aber wurden zu e geschwächt, so auch unser o vor nasal. (vergl. on : en, demoiselle, henor, volentiers etc.), dann wurde en : an wie überhaupt e vor silbenschliessendem Nasal (vergl. oben), wie in femme : famme, gemme : jame, ent : —ant. Diese ursprünglich unter dem Nebentone entwickelten Formen wurden dann theils später wieder aufgegeben, und die hochtonigen verallgemeinert, conte, on; theils umgekehrt dame. demoiselle, danger. — Dagegen scheint zu sprechen das Vorkommen der Formen mit a auf denjenigen Gebieten, auf denen sonst ent nicht zu ant wird; indessen, erstens sind diese Gebiete noch nicht genau abgegrenzt (vergl. Rolandslied), sodann konnten Titel wie conte, dame, auch leicht durch Jongleurs etc. importirt werden, wie ja provenzalisch damisella, italienisch damigella so herübergenommen sind, und wie die Form chevaliers auch im Picardischen verbreitet war, wo sie erbwörtlich nicht entstehen konnte; übrigens findet sich auch proven-

zalisch e, z. B. in enca nuit = enc a nuit (Suchier in Zs. f. r. Ph. I[432]). Schliesslich kann an für en auch häufig blosse Schreibung der Copisten sein. — Ich glaube also die Entwicklung on : en : an als ziemlich sicher vorschlagen zu dürfen.

III. Erster Component ein Zischlaut.

Lateinisch c hat sich vulgärlatein vor hellem Vocal durch ts : s gewandelt; dieses *s* erfährt dann afrz. dieselbe Behandlung, wie lateinisches s; ebenso das s aus x, sce, sci.

Bekanntlich erscheint in den romanischen Sprachen und schon im Vulgärlatein vor anlautendem s impurum ein Vorschlagvocal, theils i, theils e. Vergl. Diez I[240] und massenhafte Beispiele für's Vulgärlatein bei Schuchardt, Vocalismus II[337 ff.] Die dort gegebenen Erklärungen aber sind leider mit Sicherheit zurückzuweisen. Gründe der Euphonie können bei unserer Auffassung von Sprachveränderung überhaupt nicht in Betracht kommen, und übrigens erblickten auch diejenigen Lateiner, die überhaupt über den Vorgang Reflexionen anstellten, nämlich die Grammatiker, darin keine Verschönerung, sondern eine Vergröberung und Entstellung (ebenso wie in dem b, d, t von mbr, ndr, str. etc.)

Die Bezeichnung „Stütz e“, das zur Erleichterung der Aussprache dient, ist ein „bildlicher Ausdruck“, der zwar den Romanisten besonders durch Darmesteter sehr geläufig geworden ist, der aber auf ganz falschen Voraussetzungen beruht, und zu irrigen Vorstellungen führt. Wie soll die Aussprache von Consonanten, d. h. die Bewegungen im Ansatzrohr erleichtert werden dadurch, dass vorher oder nachher die Stimmbänder vibriren?

Ausserdem kommt das prosthetische i im Vulgärlatein nicht nur vor s impurum, sondern nahezu

vor allen, auch einfachen Consonanten vor (vergl. Schuchardt a. a. O.), und andererseits sagen die Italiener noch heute im Anfang der Rede sta bene und nicht ista etc. Auch im Vulgärlatein ist die Erscheinung durchaus nicht consequent; sie kann also nicht durch die Natur des s impurum allein bedingt sein, sondern es müssen äussere, variirbare Gründe mitwirken.

Das führt uns wieder mit Sicherheit auf den Sprachtact. Wenn z. B. die dem s unmittelbar vorausgehende Silbe hochtonig war, und in dem Worte mit s impurum die erste Silbe ebenfalls den Hochton trug, dann wurde die Nebensilbe s (vergl. Sievers, Phonetik 158) zu einer regulären nebentonigen Silbe erhoben, *s* wurde sonant, desshalb auch sonor, zunächst mit einem ganz hellen i-ähnlichen Stimmton, der s Articulation entsprechend. Nehmen wir Beispiele:

in scóla wurde inscóla (ähnliche Beispiele bei Schuchardt a. a. O.).

In ád scólam ist s weder zur vorhergehenden, noch zur folgenden Silbe zu ziehen; denn von beiden ist es durch Verschlusslaut getrennt (Sievers 156), es bildete also stets eine Nebensilbe, und nun hängt es nur vom Sprachtacte ab, dieselbe zu längen und mit Stimmton zu versehen.

also ádscólam — ádscólam — ádiscólam.

Anders bei auslautendem Vocal. Da bekam der Stimmton des s wohl nie selbständigen Werth, sondern ging in dem vorausgehenden Vocal auf; dieser wurde über die ganze, vom Sprachtacte gebotene Mora gedehnt und zweigipflig betont mit leiser Abbiegung nach i hin. tú spéras?: tûⁱsperas: tu speras? Bei dem völligen Verschwinden jenes i Nachklanges mag wohl noch die Analogie der anderen, im Latein weit häufigeren Satzdoublette mit nicht hochtonigem auslautendem Vocal

mitgewirkt haben (sé tù spéras). Bei auslautendem Consonant dagegen hat die Gruppe mit s, is gesiegt. Genau so sind die Verhältnisse im heutigen Italienisch, sowie auch im ältesten Französisch und Provenzalisch. Dann aber hat im Französischen die Form mit s sich ganz verallgemeinert; das hat seinen Grund natürlich darin, das erstens der consonantische Auslaut häufiger geworden war, wie im Vulgärlatein, und dass zweitens sowohl das aus s entstandene, natürlich niemals hochtonige i. als auch die nebentonigen auslautendsn Vocale zu e geschwächt wurden. so fiel also jespeir zusammen mit il espeiret und das e wurde ein integrirender Bestandtheil der mit s impurum auslautenden Wörter. — Dazu kommt dann noch, schon für's Vulgärlatein, der bei Schuchardt II[350] treffend gewürdigte völlige Zusammenfall des anlautenden s impurum mit der Masse von Wörtern, die latein. auf his—, ex—, ins—, also spätlatein. auf is—, es—, îs—, dann aber alle auf is—, es— + Consonant anlauteten und deren ursprünglicher Vocal auch je nach dem Satztacte erhalten blieb oder ausfiel. Vergl. Schuchardt II[365].

Zu den einzelnen Gruppen ist ausser dem von Diez Gesagten wenig zu bemerken.

A. Zischlaut + Muta

bleibt fast unter allen Umständen bis in's Altfranzösische erhalten.

s + Labial. esperer, espouse, espine, desfaire, despeis, cresp.

s + Dental. ester, estage, feste, celeste, teste, est, host.

Wie erklärt sich in der Epistel vom h. Stephanus deputer, jotum etc. gegenüber escotet, Esteure? Ist es Schreibfehler, oder schon der Beginn des späteren

Schwindens von s vor Consonant? (Ueber diesen vergl. Neumann, zur Laut- und Flexionslehre. Seite 106 ff,).

st + flexivischem *s* ist zu ts geworden. Zwischenstufe war wohl ein harter dentaler Reibelaut ths, hervorgegangen aus Assimilation von st. trits : triz, Crists : Criz, Die vollere Satzdoublette ist erhalten in estes, für das man bei unserer Auffassung keine weit hergeholten Analogiewirkungen anzunehmen hat. (Vergl. Seite 61).

s + Guttural vor o, u erhalten, Gascon, escolter, escut.

Auslautend zu s assimilirt conois, bois. sc vor a wird ch (= sch), vor e, i zu ç (= ss). Schon Vulgärlatein cresentia, cresseret, desende. susepit (Schuchardt I[145] und III[85]). Französische Beispiele echele, esche, [in deutschen Wörtern echarn, cuchement] creisent, aparissant, dessend (in Stengel's Wörterbuch).

B. Zischlaut + Sonorlaut.

sr : *str*. estre, conoistre, pareistre etc.

Anm. 1. Wie aus consobrinum — cousin, cugino werden kann, weiss ich nicht zu erklären.

Anm. 2 Die Perfectformen fistrent, conustrent, distrent etc. erscheinen neufranzösisch ohne t. Lautlich ist das nur in denjenigen picard. Dialekten möglich, in welchen jene Uebergangsconsonanten überhaupt nie feste Gestalt erhielten. Im Uebrigen sind die nfrz. Formen firent etc. Analogieformen nach der I-Classe : virent.

sl bleibt erhalten. maisler, soslevar, mesler.

sm ebenfalls. batesme, pasmer, grancesme, desisme etc.

Anm. 1. Für grancesme liegt natürlich nicht grandissimum zu Grunde; es ist eine Neubildung nach granz; wie an*ceisur* von *anceis*.

Anm. 2. acesmer ist auf keinen Fall von adaestimare : aësmer abzuleiten. d wird französisch nicht ç, und provenzalisches Lehnwort kann acesmer nicht sein, weil es harte, ton-

lose Spirans hat, während das aus lat. d im Provenzalischen entwickelte z weich, tönend ist. Ein Etymon adcensimare würde passen. Ist eine solche Neubildung belegt oder liegt sie nahe? Vergl. Diez II[333].

Anm. 3. Wie kommen die neufranzösischen Formen auf —ième, altfrz. iesme zu Stande? Die Endung —esimus ergab —esme; dagegen - cesimus wurde —cisme; konnten nun nicht aus z. B. cinquesme und sesisme die Compromissformen cinquiesme und sesiesme entstehen?

sn bleibt erhalten. asne, almosne, maisnie (über maignie, ignel siehe Seite 49).

Anm. Gemeinfranzösisch maisnie ist nicht direct von mansionatam abzuleiten; dies ergab maisniee und nur ostfranzösisch maisnie (íe : i). Ich glaube, maisnie ist in den übrigen Dialecten als Neubildung von maison aufzufassen. Das Suffix íe war lebendig. Vergl. Diez II[302 ff.]

I consonans

wird a. a. O. behandelt werden.

U consonans.

Lateinisches u + Vocal ist dem Lautwerthe nach gleich altgermanischem w.

Sonorlaut + u und s + u. Der erste Consonant bleibt im Altfranzösischen erhalten; u entwickelt sich weiter zu labialem Reibelaut. janvier, anvel, tenve, Genve, suef.

Muta + u. Einfache Muta (nach Vocalen) fällt; uu ergiebt im Inlaute uv, im Auslaute u. vidua : veuve, vado + vocal : vadv : vau; habui = abwi : awi, dann im Ostfranzösischen die Form vor Consonanz weiter entwickelt: aw : au; im Westfranzösischen dagegen die Form vor Vocal verallgemeinert. awi + vocal : auj : oi. So die übrigen Perfecta auf ui.

Anm. Ich verfolge diese Idee hier nicht weiter, weil Herr Prof. Neumann nächstens eine Erklärung aller einschlägigen Formen veröffentlichen wird.

Nach gestützter (also intensiver) Muta und vor Consonanten fällt der w-Laut, sangu-em : sang; hieher gehört auch evesque (episcopum : evescovo : eveskwe : eveske); cónsuere (Betonung nach cónsuo etc.) : conswre : cosre etc.: sanguinare : sangnar : saignier; báttuere : battre; inguen : engwn : engn : eigne; extinguere, unguere : estingre, ungre und dann umgestaltet zu éteindre, oindre wie plangere etc. (vergl. Seite 57).

Eine Sonderbehandlung verlangt qu (= kw), im Lateinischen bekanntlich die reguläre Vertretung des idgrm velaren k:

Vor Consonanten zunächst ist der secundäre w-Laut im Lateinischen geschwunden und das k weiter entwickelt, ganz wie sonst die k-Laute (vergl. Seite 20 ff.). sequius schon lateinisch: sekius : secius; laqueare : lakjar : lacer; coquere : cocre : cuire; nach Analogie von cocre auch cocina : cuisine; tórquere : torcre : torre umgewandelt zu tordre vielleicht nach Analogie von ardre, perdre (tors, tort — tordre wie pers, pert — perdre); Sequana : Secne : Seine.

Ebenso scheint auch im Auslaute die labiale Affection frühe aufgegeben zu sein. enic, antic (antif nach antive, vergl. unten).

In allen übrigen Fällen aber muss sich der secundäre w-Laut länger erhalten haben, denn:

Im Anlaut und im In- und Auslaute nach Consonanten ist zwar im Französischen das w geschwunden, aber der Gutturul ist nicht mit den übrigen k-Lauten zusammengefallen; er ist nicht, wie jene, unter Umständen palatalisirt worden, sondern immer k geblieben. qui, quinze, quint, que, querre, coi (= quietum), quatre (nebst Ableitungen), quel, car, crier, quaissier, comme, onque (onc, anc)), cinq, cinquante, quiconque (= qui que onque).

Inlautend intervocal wird qu : iv. aqua : aive; equa : ive; equalem : ival (eval mit secundärer Schwächung in nebentoniger Silbe); Aquilina : Yveline; antiqua : antive; séquère : sivere : sivre.

Anm. Zusammenfall von qu und c, wie ihn Schuchardt im Vocalismus des Vulgärlatein annimmt, ist also für das gallische Latein nicht möglich. Schreibungen mit c statt qu können nichts beweisen gegenüber späteren Entwicklungen wie aive, ive, qui, quatre etc.

Auch die Formen cinq, cinquante, sarcelle, chascun, chêne können die obigen Regeln nicht umstossen. Theils sind jene Wörter auch sonst bedenklich, theils lassen sie sich auf andere Art erklären.

Für chacun hat Meyer im Litteraturblatt für german. und roman. Ph. IV [362] Zusammenhang mit kata vorgeschlagen; chêne bleibt trotz quercinum eine Form recht zweifelhafter Herkunft. Bei quinque, quinquaginta, querquedula könnte man Dissimilirung des Anlautes der ersten Silbe gegen den der zweiten annehmen; bei quinque, quinquaginta ist ja ausserdem das qu des Anlautes im Lateinischen selbst nicht lautgesetzlich, sondern erst secundär eingetreten.

Auch könnte man bei quinquaginta, querquedla annehmen, dass bei nicht intensiver Accentuirung die erste Silbe tieftonig war und ihren Vocal verlor. So entstanden qunquagnta, qurquedla, daraus lautgesetzlich (qu vor Consonanten: k; vergl. oben coqure : cocre : cuire) die Formen knquagnta, krquedla. Unter Einfluss der anderen, betonten Doublette konnte dann der Vocal wieder hergestellt werden und es ergab sich kerquedla : cerquelle; kinquanta : cinquante. Nach cinquante richtete sich cinq, während andere Formen (quint, quinze, quinzième) ihr lautgesetzliches qu behielten.

Bei querquedula kommen wir so, durch qurquedla, krquedla, kerquedla allerdings erst zu einem cerquelle, noch nicht zu cercelle. Vielleicht liegt hier eine Volksetymologie vor, Anlehnung an circum, circare? also circelle etwa „der in Kreisen fliegende Vogel“? Hierauf scheint die italienische Umdeutung cercevolo zu weisen. (Vergl. Diez, Wörterbuch). Man sieht, der Möglichkeiten sind manche, aber Sicherheit ist schwer zu erlangen, und so müssen wir denn auch diese Frage noch offen lassen, so wie manche in unserer Arbeit.

Inhalt.

Seite

Vorwort 3

Principielle Vorbemerkungen . . . . 5—16

I. Erster Component eine Muta . . 17—51

A. Muta + Muta . . . . . 17—35

B. Muta + Zischlaut . . . . . 35—40

C. Muta + Sonorlaut . . . . . 40—51

II. Erster Component ein Sonorlaut 51—66

A. Sonorlaut + Muta . . . . . 56—60

B. Sonorlaut + Zischlaut . . . . . 60—61

C. Sonorlaut + Sonorlaut . . . . . 61—66

III. Erster Component ein Zischlaut 66—70

A. Zischlaut + Muta . . . . . 68—69

B. Zischlaut + Sonorlaut . . . . . 69—70

U consonans (und qu) . . . . . 70—72